

N a c h w o r t.

Das Neujahrsblatt erscheint in diesem Jahre leider mit starker Verspätung. Allein amtliche, nebenamtliche und häusliche Pflichten erlaubten dem Verfasser nur mit starken Unterbrechungen sich der auf Veranlassung der Historischen Kommission übernommenen und aus einem Vortrag hervorgegangenen Arbeit zu widmen und erst die Muße der akademischen Ferien ermöglichte es, sie zum Abschluß zu bringen. Obendrein haben dabei die Natur- und Jahreszeitenspiele, Tänze und mannigfachen örtlichen Belustigungen gänzlich ausfallen, außerdem aber hat auch sonst noch manche Erörterung zurückgestellt werden müssen, die das Bild der Entwicklung und Ausgestaltung der mittelalterlichen Spiele in unserem Gebiet deutlicher gemacht haben würde. Allein das Erscheinen des Heftes durfte sich nicht noch länger verzögern. So muß der Verfasser, wie an die Geduld des Druckers, so auch an die Nachsicht seiner Leser appellieren, und nur zögernd wagt er es, für sein Stückwerk um freundliche Aufnahme zu bitten und die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm auch so gelingen möchte, für die vernachlässigte Geschichte der deutschen, insbesondere der mittel- und norddeutschen Spiele Interesse zu erwecken.

Neujahrsblätter.

Herausgegeben

von der

Historischen Kommission für die Provinz Sachsen
und das Herzogtum Anhalt.

33.

Brun von Querfurt und seine Zeit.

Von

B. G. Voigt

D., a. o. Professor für Kirchengeschichte in Halle a. S.

Halle a. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1909.

E 19

Hat man in der Entdeckung Amerikas den Markstein eines neuen Abschnittes der Weltgeschichte, der sogenannten Neuzeit im Gegensatz zum Mittelalter gefunden, so ist das, obwohl ja noch wichtigere Unterscheidungspunkte sich finden lassen, auch insofern nicht ohne guten Grund gewesen, als der Anfang des Mittelalters seinerseits in nicht geringem Maße durch die Entdeckung, bezw. Wiederentdeckung der Hauptländermasse des europäischen Erdteils von seiten der Träger der Kultur sein Gepräge erhalten hat. Menschenleer sind diese Gegenden ja auch vorher nicht gewesen, ebenso wenig, wie Amerika unbewohnt war, bevor Kolumbus seinen Fuß auf den Strand der Insel Guanahani setzte. Ja, wenn der historische Begriff der „Entdeckung“ sich mit dem der menschlichen Ansiedlung deckte, hätten gerade wir, die Nachkommen der alten Germanen das Recht, die Zentralmasse Europas schon seit jener grauen Vorzeit für entdeckt zu erklären, in der unsere Ahnen ihre europäischen Sitze einzunehmen anfangen. Aber ein erst die Vollständigkeit herstellender Bestandteil, bezw. das Subjekt in dem Begriffe Entdeckung ist der Mensch der höheren Kultur. Und die höhere Kultur, die nun schon lange, selbst in steter Steigerung begriffen, Europa bis in den kleinsten Winkel, hier mehr, dort weniger, erleuchtet, fing erst seit Beginn des Mittelalters von neuem an, von Süden und Westen aus erobernd in unserem Erdteil vorzudringen.

Ganz unbekannt waren dem kultivierten Süden die europäischen Länder des Nordens schon vorher nicht gewesen. Phönizische und griechische, später auch römische Kaufleute waren bereits im Altertum auf dem Seewege und auf Landwegen nach Norden gekommen. Aus der Beschreibung Europas in der pseudoaristotelischen Schrift „Von der Welt“ (R. 3), die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfaßt ist, wird es m. G. zur größten Wahrscheinlichkeit, daß die in ihren südlichen Teilen zusammen mit der Nordsee den europäischen Erdteil enger zusammenschnürende Ostsee im Gegensatz zu der weiten, endlos nach Norden sich erstreckenden russischen Länderfläche jenseits des Nowischen Meeres auf dem direkten Wege von Süden

nach Norden festgestellt war. Und wenn der berühmte Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus, von dem das geozentrische Weltssystem seinen Namen erhielt, im Anfang des zweiten Jahrhunderts von den preußisch-litauisch-lettischen Stämmen östlich von der Weichsel zuerst die Galinden und Sudiner nennt, welche an den masurischen Seen und östlich davon bis zur Memel wohnten, so spricht dieser Umstand m. G. dafür, daß sie eben die ersten Vertreter jener Völkerfamilie waren, die der Grieche bei seinen Reisen nach Norden zu erreichen pflegte, daß also eine alte Völkerstraße aus der Gegend des Pruth und Dnjestr am Bug hinunter zur Narew und von dort weiter zur Ostsee lief, deren samländische Küste wegen ihres Bernsteinreichtums für den Handel einen besonderen Anziehungspunkt bilden mußte. Als später der Deutsche Orden Preußen in Besitz genommen hatte, war das Hauptlandestor des ganz von Wasser Wäldern und Sümpfen eingeschlossenen inneren Preußenlandes im Südosten bei Johannisburg. Wege und Straßen aber pflegen zu den konservativsten Linien der Erdkarte zu gehören, die wohl vermehrt werden, selten indes ganz verschwinden, so daß man sogar annehmen darf, daß die meisten unserer heutigen Hauptstraßen in uralten Wegen laufen. Der russische Chronist Nestor nennt gerade an der bezeichneten Länderstraße eine Reihe von Völkern, nämlich in der Folge von Süden nach Norden oder, genauer gesagt, vom Schwarzen Meer nach Nordwesten die slawischen Stämme der Tiverzen und Lutischen am Dnjestr und Bug und der Dulebier am Bug. Der letzteren Nachbarn waren wohl bereits die Sudiner oder Jadwinger. Die Wasserscheide der Flußstraßen ist bei Lemberg.

Die eigentlichen Kulturanfiedelungen der alten Welt sind im mittleren Norden nicht weit über Donau und Rhein hinaus ausgedehnt gewesen, und auch diese noch nicht weit vorgeschobenen Vorposten legte die Völkerwanderung zum großen Teil wieder hinweg. Mit ihr versanken auch solche Gegenden von neuem in den Nebel einer terra incognita, die schon von der antiken Kultur und Kolonisation erreicht waren, so vor allem auch das schöne Dacien, in den Tiefebene des heutigen Ungarns und Rumäniens und in den siebenbürgischen Bergen gelegen. Immer von neuem gingen gerade über dieses Land jahrhundertlang die Hauptwogen der Völkerzüge hinweg. Aber auch an den anderen dem Ansturm mehr ausgesetzten Posten vom Schwarzen Meer bis hin zu den Pyrenäen wurden die Kulturträger mehr oder weniger fortgeschleudert und neue, lange in stetem Wandel befindliche Verhältnisse geschaffen, von denen der gebildete Süden gar keine oder nur die unbestimmteste Kunde erhielt. Erst als die Flut

der Völkerwanderung, die über Europa hinwegzog, mehr nachgelassen hatte, begann wieder eine Gegenströmung einzutreten, mit der von neuem die Kultur in unserem Erdteil siegreich vorwärts drang. Das geschah eben im Beginn der mittelalterlichen Zeitperiode, und darum können wir mit Recht sagen, daß diese durch die Eroberung, bzw. Wiedereroberung der Nord- und Ostmasse des europäischen Kontinents von seiten der Kultur in besonderer Weise ihren Stempel erhält. Es waren aber zwei Gruppen der Zivilisation, von denen aus sich die neue Bewegung vollzog, die Länder des alten römischen Westreichs, deren kulturelle Kraft bald noch mehr als in Rom in den jungen germanischen Reichen und ihren Kirchen lebte, und das alte römische Ostreich, das in Konstantinopel sein ebenso einflußreiches, wie berühmtes Zentrum behalten hatte. Von der westlichen Ländergruppe drang die Kultur nach Norden und Osten vor, von dem Ostreich nach Norden und Westen.

Indes der neuen räumlichen Ausbreitung der Kultur war eine bedeutsame innere Verwandlung dieser selbst vorausgegangen. Es waren trotz des der antiken Welt und den nun wieder vorwärtstrebenden zivilisatorischen Kräften gemeinsamen Kulturbesitzes die letzteren doch von jener ersteren erheblich verschieden. Als alles beherrschende und bestimmende Macht hatte sich an die Spitze der Zivilisation die christliche Kirche geschwungen, und ihre religiöse Weltanschauung galt jetzt als Gipfel der Geisteskultur, zu der alles übrige, sofern es nicht geradezu abgelehnt wurde, sich nur gewissermaßen wie die Einfassung, die Form oder wie ein Mittel zum Zweck verhalten sollte. Aber andererseits verstand auch die Kirche fast allein noch den hohen Wert der alten weltlichen Bildung, wie des übrigen Kulturbesitzes der antiken Zeit, soweit sie sich mit ihrem eigenen Standpunkte vertrugen, vollauf zu würdigen, und nirgends gehörte wie in ihr eine Erziehung der Menschheit zum Prinzip. So war sie, obwohl eine neue Macht, zugleich doch auch Hauptträgerin der alten Kultur, und indem ein starker Teil von ihrem Eifer für die christliche Predigt auf die Faktoren antiker Bildung und Sitte abfiel, wurden letztere nirgends mit gleicher Ausdauer und gleicher Angelegentlichkeit gepflegt, wie in der Kirche. Ohne sie und den emsigen Fleiß ihrer tüchtigsten Söhne würden wir kaum von den geistigen Erzeugnissen der antiken Welt das noch vollständig haben, was wir besitzen.

Die kulturelle Eroberung, bzw. Wiedereroberung Europas im Mittelalter fiel also, wie die Dinge lagen, wenn wir von den geringeren arabischen und jüdischen Einflüssen absehen, zusammen mit der Ausbreitung

der Kirche. Missionare und Kirchenfürsten, Eremiten und Klosterleute waren die eigentliche vordringende Armee, wenn es auch oft so war, daß bedeutende weltliche Herrscher mit ihren Ideen den Anstoß zur Aktion gaben, Feldherren gleich der Armee die Stellungen bestimmten und dadurch den Fortschritt gewaltig förderten, daß sie ihr Schwert in den Dienst der Kirche stellten. Das natürliche Talent pflegt sich nicht an die Kreise höherer Bildung zu binden. Bald war es auch bei den Männern der Kirche zu finden, bald mehr auf Seiten der weltlichen Macht, oft auf beiden Seiten zugleich, was dann einen außerordentlichen Fortschritt zur Folge hatte. Das Zusammenwirken der Pippiniden mit Bonifatius, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen mit anderen großen Missionaren ist weltbekannt. Etwas später arbeiteten im Osten Methodius und Cyrill, Sendboten der östlichen Kirche und Kultur. Immer mehr näherten sich die beiden vordringenden Kreise. Im Süden erfolgte auf mährischem Gebiete der erste Zusammenstoß schon zur Zeit der zuletzt genannten beiden Männer, die, obwohl von dem griechischen Kaiser gesandt, sich ihre Vollmacht in Rom geben ließen. Im Norden blieb zwischen Elbe und Saale auf der einen Seite und den Ufern des Dnjepr auf der anderen Seite, an dem die große russische Metropole Kiew schon griechische Christen barg, vorläufig noch eine unberührte Mitte, an deren Westrand sich seit Karls des Großen Zeit wohl unaufhörlich friedliche und kriegerische Händel zwischen Slawen und Deutschen abspielten, die aber im übrigen doch noch ein verschlossenes Land war. Ja, der Einbruch der Ungarn warf auch im Süden noch einmal schon gewonnene Stellungen der Kirche wieder über den Haufen und hemmte den Fortschritt. Der Beginn des zehnten Jahrhunderts gehörte bekanntlich zu den traurigsten Zeiten der mittelalterlichen Geschichte in den Gegenden, welche von den Verwüstungen der Ungarnzüge erreicht wurden. Dann aber kam die große und bedeutende Epoche der deutschen Könige aus dem Sachsenhause. Und in dieser sinkt nun auch mehr als zuvor der Schleier von den Ländern im Süden des Baltischen Meeres, werden die Feldzeichen des deutschen Königs und das Kreuz der Kirche erobernd auch über die Flüsse und Seen jenseits der Elbe getragen, hört die Welt des Westens immer mehr und Genaueres von den zahlreichen Völkerstämmen zwischen dem Sachsenlande und den fernen Flächen Rußlands.

Die nächsten Nachbarn der Sachsen jenseits der Elbe und Saale, hier und dort in ihren Ansiedlungen über sie nach Westen hinausgreifend, waren die vielverzweigten Stämme der wendischen Slawen. Ihre Mitte

zwischen den im Norden ansässigen Abodriten, die den Südwestbusen der Ostsee von der Schwentine bis zur Warnow umkränzten, und den Sorben im Süden zwischen Saale und Bober bildeten die Lutizen oder Wilzen, deren Gebiet von den Stettiner Haffen bis zu den Havelseen reichte, im Osten begrenzt von den Pommeren zwischen der unteren Oder und der unteren Weichsel und ihren südlichen Nachbarn, den Polen. Gegen die Lutizen und ihre sorbischen Stammverwandten richtete sich der Hauptvorstoß der deutschen Macht im zehnten Jahrhundert. In heißen Kämpfen waren diese Völker von Heinrich I. und Otto dem Großen schließlich so weit gebeugt, daß letzterer in dem Jahre 948 die Bistümer Havelberg und Brandenburg errichten konnte, denen er dann im Jahre 968 die Bistümer Merseburg, Zeitz, Meißen hinzufügte und samt diesen in einem Erzbistum die krönende Spitze gab. Zu dem Sitze des letzteren wurde seine Lieblingsstadt Magdeburg gemacht. Eine neue weite Fernsicht hatte sich dem deutschen Volke im Osten erschlossen, die in gleicher Weise den Ehrgeiz der Herrscher wie den Missionsinn der Kirche locken mußte.

Unter dem Druck wohl der Verhältnisse beeilte sich der zur Vasallenschaft gezwungene polnische Herzog Mieszko, durch die Ehe mit der böhmischen Prinzessin Dubrawka Anschluß an das schon christliche Böhmen zu finden und auch selbst zum Christentum überzutreten. Vor diesem Zeitpunkte wird Polen kaum je erwähnt. Nun zog in Posen ein bald dem Magdeburger Erzbistum unterstellter Bischof ein, und der deutschen Kirche Blicke gingen bereits bis nach Kiew. Schon im Jahre 961/62 war der nachmalige erste Magdeburger Erzbischof in der fernen russischen Hauptstadt gewesen, deren Herrin, wie es scheint, damals noch schwankte, ob sie sich mehr mit der römischen oder der griechischen Kirchenform verbünden sollte. Ein Jahrzehnt später setzten im Süden die deutschen Missionsbestrebungen schon in dem magyarischen Ungarn ein. Das Jahrhundert schien ganz anders auslaufen zu wollen, als sein Anfang hatte vermuten lassen, und nirgends in Deutschland hob sich der Busen der Vaterlandsfreunde und der Diener der missionierenden Kirche stolzer, als in Sachsen und seiner jungen emporblühenden Hauptstadt an den grünen Ufern der Elbe.

Eine berühmte Domschule war hier eingerichtet, deren Zöglinge unter vorzüglichen Leitern gewiß von früh auf in den Idealen und Zukunftsplänen des ottonischen Zeitalters erzogen wurden. Böhmens mächtiger Teilsfürst an der oberen Elbe, der Herr von Libice, übergab dieser Schule seinen hoffnungsvollen Sohn Wojtěch, in Magdeburg Adalbert genannt, der dem geistlichen Stande bestimmt war, und am Abend seines Lebens

empfang Otto I. in Quedlinburg die Herzöge von Polen und Böhmen, sowie die Herzöge und Gesandten der Griechen, der Beneventaner, Ungarn, Bulgaren, Dänen und Wenden. Voll Bewunderung schaute man auf das, was vornehmlich unter der Regierung dieses großen Kaisers erreicht war.

Da erfolgte schon unter Otto II. nach seiner Niederlage in Süditalien ein schmerzlicher Rückschlag, der zwar nicht die Länder zwischen Elbe und Dnjepr wieder in das Dunkel eines vom Gange der Weltgeschichte unberührten und deshalb unbekanntes Stillebens zurücksinken ließ, aber doch des Deutschen Reiches und der christlichen Kirche Stellung jenseits der Elbe teils erschütterte, teils wieder ganz aufhob. Die Lutizen warfen das deutsche Joch ab, und die in ihrem Lande hergestellten kirchlichen Stiftungen bestanden fortan nur noch dem Namen nach. Vergeblich bemühte sich die kluge vormundschaftliche Regierung der Kaiserinnen Theophanu und Adelhaid in den Jugendjahren Ottos III. um die Wiedererlangung der früheren Stellung. Vergeblich zog der kleine König immer wieder selbst mit in das Feld gegen die Abgefallenen. Die Lutizen behaupteten ihre Unabhängigkeit. Kleinere Erfolge ihnen gegenüber waren nicht von Dauer, und als Otto III. selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte, beschäftigten ihn bald mehr als die Aufgaben im deutschen Norden seine weitgreifenden kaiserlichen Weltmachtspäne im Süden, auf die er, der im Purpur des weströmischen Kaisers von einer Tochter des oströmischen Kaisers geborene Fürst, der Lutizen wegen schlechterdings nicht verzichten wollte. Die Entwicklung der Dinge im Nordosten des deutschen Reiches, welche unter Otto I. so glänzende Aspekte angenommen hatte, war zum Stillstand gekommen.

Aber unter Otto III. hat dieser Stillstand doch noch nicht angehalten. Er hat, solange er lebte, den Blick nach Norden und Osten nicht ganz aufgegeben. Daß das ihm in den Feldzügen der Jugend eingepflanzte Ziel seines Hauses, die Wiedereroberung der von seinen Ahnen unterworfenen Wendenlande und die Wiederherstellung der kirchlichen Stiftungen Ottos des Großen daselbst, auch weiter zu verfolgen sei, ist ihm sicher nie aus dem Sinn gekommen. Diesem Ziele vor allem sollte offenbar sein enger Bund mit dem polnischen Herzoge dienen, dessen Macht er zweifellos zur geeigneten Stunde benutzen zu können hoffte. Dem gleichen Ziele machte er auch die Freundschaft des gefeierten und durch das geistliche Gepräge seiner Persönlichkeit überaus einflussreichen Bischofs Adalbert von Prag, des schon erwähnten, in Magdeburg erzogenen Prinzen von Libice, dienstbar. Im Einverständnis mit Otto begab dieser sich im Jahre 996, als die Rückkehr in sein Bistum ihm unmöglich gemacht war,

an den Hof des polnischen Herzogs Boleslaw Chabry, um von dort aus Missionsarbeit einzuleiten. Auf die Lutizen waren zunächst seine Augen gerichtet, und nur der Rat Boleslaws wies ihm den Weg nach dem entlegenen Preußen, dem Nachbarlande Pommerns und Polens jenseits der Weichsel, an dessen samländischer Küste er ein so rasches Ende fand. Den Aufgaben im Nordosten galt auch Ottos III. berühmter Besuch am Grabe Adalberts zu Gnesen im Jahre 1000. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Otto III. die Gelegenheit, die ihm sein frommes Verlangen und seine Anhänglichkeit für den Freund verschaffte, vor allem auch benutzen wollte, um mit Boleslaw die Linien einer Politik festzulegen, die in gleichem Maße seinen eigenen Ansichten von der Oberhoheit des römischen Kaisers, wie dem Ehrgeize des polnischen Herzogs Genüge zu tun geeignet war, und zugleich die ganze Macht des letzteren für den Kampf wider die abgefallenen Wenden bereitstellte.

Seitdem sehen wir Otto III. bis zu seinem frühen Ende mit großen den Osten betreffenden Missionsentwürfen beschäftigt. Zu seinem obersten Werkzeuge dabei aber war von ihm der Mann in Aussicht genommen, dessen Todestag am 9. März (nach gregorianischem Kalender am 14. März) des Jahres 1909 seine neunhundertjährige Wiederkehr haben wird, Brun, Edler von Querfurt, der, nach allem, was wir von ihm wissen, zu schließen, des jungen Kaisers Pläne, in deren Dienst er später das Martyrium erlitt, selbst wesentlich beeinflusst und bestimmt hat. Genug Grund, seinem Andenken einige Blätter der Erinnerung zu widmen, die schon hier einer freundlichen Aufnahme auch noch durch den Hinweis empfohlen werden mögen, daß mit Brun die großen Gedanken, die man am Hofe Ottos III. bezüglich der kirchlichen Aktion im Osten des deutschen Reiches bewegt hatte, endgültig ins Grab sanken und einer ganz anderen Auffassung der Dinge Platz machten.

Wenn man von Ober-Röblingen aus, an dessen nördlicher Seite einst der seit 1895 abgelassene Salzige See sich ausbreitete, mit der Bahn nach Süden fährt, schlängelt sich der Zug längere Zeit durch das tiefe, malerische Weidatal, in dem sich Ortschaft an Ortschaft und Garten an Garten reiht, bis sich bei Obhausen die Perspektive öffnet und nach kurzer Fahrt die Dächer von Querfurt sichtbar werden, überragt und gekrönt von seiner alten Dynastenburg, die auf der Höhe des südlichen Ufers der Querne am westlichen Ende der Stadt in die Ferne schaut. Hier herrschte bis zum Jahre 1496, in welchem der letzte männliche Vertreter des Geschlechtes starb, das Haus der Edelen Herren von Querfurt,

dessen Anfänge sich in der geschichtslosen Zeit des Sachsenlandes verlieren. Aus ihm ist Brun entsprossen.

Seine väterliche Burg hat im Laufe der Zeiten viele Veränderungen erfahren, aber noch heute steht in ihrer Mitte die ehrwürdige Kirche, deren Anlage, wie man ohne Schwanken wird sagen dürfen, auf Brun selbst zurückgeht, und der gewaltige runde Quaderbau, der auf einem Sockel am Westende der Burg einsam emporragt, möchte aus einer noch älteren Zeit stammen, in der er die einzige oder wenigstens hauptsächlichste Befestigung der Quernefurt war, vielleicht die stärkste Turmwarte im südöstlichen Grenzviertel des Sachsenlandes, die in Korrespondenz mit anderen ihresgleichen den Eingang in das innere Land zu schützen hatte. Ihre strategische Bedeutung erhellet, wenn man bedenkt, daß nicht weit von Quernefurt bei Riade an der Unstrut in der Gegend von Ritteburg im Jahre 933 die Ungarn entscheidend aufs Haupt geschlagen wurden, und daß Quernefurt dem böhmischen Einfallstor von Saale und Elster her ungefähr gegenüberliegt. Es ist wie eine Bastion der Hochebene, die als Schutzwand der Büldenau im Südosten vorgelagert ist und sie von dem weiten Leipzig umgebenden Flachlande trennt, das so oft das europäische Kriegstheater gewesen ist.

Die Bedeutung der Lage mag der Grund davon gewesen sein, daß der Platz früh in die Hände eines Hauses der sächsischen Edeling (nobiles) gegeben wurde, das wahrscheinlich dem Geschlechte der schon im Laufe des neunten Jahrhunderts zu herzoglichem Ansehen gelangten Ludolfinger nahe verwandt war. Vielleicht ist der Ahn der Quernefurter Edelen Herren Brun, der Sohn Herzog Ludolfs, der Oheim Heinrichs I. gewesen, der im Jahre 880 mit vielen anderen Genossen seines Standes in der Schlacht gegen die Normannen fiel. Der im Quernefurter Hause gerade in der früheren Zeit wiederholt vorkommende Name Brun unterstützt diese Annahme. Auch der Vater unseres Brun führte diesen Namen. Dieser ältere Brun war vermählt mit einer edelen Frau namens Ida und seinerseits durch das eigene Haus oder seine Frau jedenfalls mit dem Ottonengeschlechte verwandt, wie er denn auch Blutsfreund des berühmten Chronisten Thietmar, des Bischofs von Merseburg, war, der selbst in verwandtschaftlicher Beziehung zum Kaiserhause stand.

Ungefähr um die Zeit, als der große Kaiser Otto I., der, wie wir schon sagten, das Sachsenland und mit ihm ganz Deutschland auf einen bewunderungswürdigen Gipfel der Macht erhoben hatte, in Memleben, nicht weit von der Quernefurter Burg seine Augen schloß, ist unser Brun

geboren, 973 oder 974. Fast könnte man denken, es sei gewesen, wie heidnischer Glaube zuweilen angenommen hat, und von der Seele des großen Entschlafenen etwas auf den jungen Weltbürger Brun übergegangen. Jedenfalls ist letzterer für keinen der deutschen Herrscher, abgesehen von Karl dem Großen, in gleicher Weise begeistert gewesen, wie für den mächtigsten aus dem Hause der Sachsenkönige, an dessen Sterbelager sein Vater, der ältere Brun, zugegen gewesen zu sein scheint, um dann seinen Söhnen von Jugend auf die Reckengestalt des großen Fürsten tief in die Seele zu prägen. „Es merkte der Deutschen Land“, schreibt Brun dreißig Jahre später, „daß der Seefahrer gestorben war; es merkte, daß der Lenker des Erdkreises, mit dem die Gunst Gottes gewesen, und durch den viel Gutes der christlichen Religion erwachsen war, entschlafen war. Davon zog Otto der Fromme, Otto der Strenge, kundig auf den schwankenden Fluten zu steuern, an dessen goldene Zeiten die heilige Kirche sich nun mit schwerem Seufzer erinnert, da sie, von Unglück bedrückt, ohne Ruhe Feinde zu ihrem Schmerz erstehen sieht. Der letzten beiden Ottonen vergessend, meint sie den alten, wenn sie richtig sagt:

„Glücklich war meine Welt, als Otto das Zepter noch führte.““ Und nie hat Brun sich zu dem Zeugnis erheben können, daß wieder gewonnen sei, was zur Zeit Ottos I. von deutscher Größe bestand, so sehr er selbst darum bemüht war, anfeuernd und selbsttätig bei der Wiederherstellung der früheren Verhältnisse und dem weiteren Verfolg der schon gewonnenen Perspektiven mitzuwirken. Wenn er auch nicht weltlicher Fürst war, er hatte zum wenigsten voll begriffen, welche Aufgaben und Pflichten gerade der kirchlichen Macht seiner Zeit gestellt waren.

Noch mehr als im Elternhause wird ihm die Einsicht davon in Magdeburg gekommen sein, auf dessen berühmte Domschule er etwa 986 von seiner Mutter gebracht wurde. Hier lebte, wie an keinem anderen Orte, die Erinnerung an den großen sächsischen Kaiser. Hier sah man auf Schritt und Tritt noch die Spuren seines Lebenswerkes. Hier konnte Brun an seinem Grabe sich träumend die große Vergangenheit zurückzaubern. Hier war er mehr als irgendwo auf den Vergleich des „Sinst“ mit der viel traurigeren Gegenwart gestoßen, und hier am ersten konnten sich in einer jungen, begeisterungsfähigen Brust Ideen wie die bilden, in deren Dienst wir Brun später auf der Höhe seines Lebens als Missionar des römischen Ostens einen leider so kurzen, aber großartigen Flug tun sehen.

Bedeutende Männer waren in Magdeburg seine Leiter und Lehrer, der kluge und in der Politik viel gewandte Erzbischof Gisiler von Magdeburg, dem Brun nur mit allen Verehrern der Zeit Ottos I. nie die Auflösung seines früheren Bistums Merseburg verzeihen konnte, und der Domschullehrer Gebdo, der würdige Nachfolger Othtriks, des Mannes, der mit dem berühmtesten Gelehrten der Zeit, Gerbert von Reims, dem nachmaligen Papste Silvester II., ein ehrenvolles dialektisches Turnier aufnehmen konnte. Welche Aufgaben speziell der Magdeburger Kathedrale bei ihrer Gründung gestellt waren, deren erster Erzbischof eben schon mehrere Jahre vor seiner Stuhlbesteigung als Missionar in Kiew gewesen war, ist von den genannten Männern gewiß nie vergessen gewesen. Sehnsüchtig schaute man zweifellos allgemein in der Elbestadt nach einer Zeit aus, in der nach den verhängnisvollen Niederlagen am Ausgange der Regierung Ottos II. wieder eine entscheidende Wendung zum Besseren eintreten, und es von neuem in den alten Bahnen der Zeit Ottos des Großen vorwärts gehen würde.

Diese Wendung schien nahe zu sein, als der Stern des jungen Königs Otto III. zu steigen begann, als er, das schon in seiner Kindheit gefeierte Reis des west- und des oströmischen Kaiserthrones, im Vollbewußtsein der ihm durch Geburt zugefallenen Stellung selbst das Zepter ergriff und rasch seinen Hof mit lange nicht gewohntem Glanze umgab. Sein erster Zug nach Süden im Jahre 996 war wie ein Triumphzug, und sein eigenes Verhalten dabei schien zu verbürgen, daß er der Situation gewachsen sein werde. Nach langen, mehr oder weniger traurigen Zeiten gab er der römischen Kurie in dem Sohne seines deutschen Vetteres, des Herzogs Otto von Kärnten, zum ersten Male wieder einen bedeutenden und tatkräftigen Papst, der sich vielfach Gregor V. nannte. Zu Adalbert von Prag trat er in Rom in einen Freundschaftsbund, der, wie wir schon sagten, nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Und schon im Jahre 997 waren seine Beziehungen zu dem soeben genannten Gerbert so eng, daß er seinen Besuch in Magdeburg empfing. Otto zeigte weder schlechten Geschmack, noch Mangel an Urteil. Man durfte mit Spannung dem weiteren Verlauf der Dinge entgegensehen. Im Sommer 997 war es auch, daß Otto III. unseren Brun, auf dessen hervorragende Charaktereigenschaften und geistige Begabung er aufmerksam geworden zu sein scheint, als Kapellan an seinen Hof zog. In des Kaisers Gefolge reiste Brun am Ausgange des Sommers mit nach Westen und dann weiter über die Alpen nach Italien.

Die Stimmung des Hofes war auf dieser Reise zuerst ganz beherrscht von der aus dem Osten gekommenen Trauerbotschaft, daß des Kaisers erhabener Freund, Adalbert von Prag nach kurzem Aufenthalte an der preußischen Küste von den Heiden getötet sei. Durch den starken Aufschwung der Reliquienverehrung im zehnten Jahrhundert, durch das Bemühen aller bedeutenden Kirchen, möglichst kostbare Reliquien in ihren Besitz zu bringen, sowie durch das damit verbundene Streben, auch über die Geschichte der so vermeintlich gewonnenen Schutzheiligen etwas Näheres zu wissen, hatte, da letztere zum großen Teil tatsächlich oder der Legende nach der Märtyrerezeit angehört hatten, die Hochschätzung des Märtyrertums noch einmal eine Höhe angenommen, wie sie wohl nur der eigentlichen Märtyrerezeit selbst sonst eigen gewesen ist. Die Märtyrerkrone rückte jeden damit Geschmückten wieder in den Augen aller Gläubigen strengerer Richtung in die nächste Nähe des himmlischen Erlösers selbst. Solch ein Nimbus legte sich nun auch um Adalberts Bild. Er verband sich bei ihm mit der Ehrfurcht und Zuneigung, die man seiner geweihten Persönlichkeit schon bei Lebzeiten gezollt hatte. Besonders war die Trauer des jungen Kaisers um ihn ganz von andächtiger Pietät beherrscht. Schon in Aachen gründete er unter Mitwirkung des päpstlichen Legaten dem ruhmreichen Märtyrer der modernen Zeiten eine Kirche, der er dann in der Folgezeit noch mehrere andere ähnliche Stiftungen an anderen Orten hinzufügte.

Sobald der kaiserliche Reisezug den Brenner überschritten hatte, drängten sich die politischen Ereignisse. In Pavia wartete auf Otto III. der durch den römischen Adligen Johannes Kreszentius aus Rom verdrängte Papst Gregor V. Ihn interessierte nicht nur die eigene Sache, sondern ebenso sehr die Entfernung Gerberts von dem Reims-Bistum, weil dieser mit dem kurialen Standpunkt in Konflikt geraten war. Die letztere Angelegenheit fand kurze Zeit später ihre endgültige Erledigung, indem der kluge Franzose durch die Gunst seines kaiserlichen Herrn auf den vakant gewordenen erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben und damit Reims für den vom Papst in Schutz genommenen früheren Inhaber, den Karolinger Arnulf, dessen politische Umtriebe zu seiner Absetzung durch die von dem französischen Könige beeinflussten Bischöfe geführt hatten, wieder freigemacht wurde. Ueber Ravenna zogen Kaiser und Papst nach Rom, und hier begann ein strenges Gericht.

Des Kreszentius Haupt fiel auf den Zinnen der Engelsburg. Schon vorher wurde sein geistlicher Bundesgenosse, der Gegenpapst Johannes,

Erzbischof von Piacenza, der, Grieche von Geburt, einst Lehrer Ottos III. gewesen war, sich aber törichterweise eingebildet hatte, durch den römischen Usurpator in den Besitz des päpstlichen Stuhles gelangen zu können, verstümmelt und mit Schmach und Schande durch die Straßen Roms geführt. Trotz der Fürbitte des greisen griechischen Mönchsheiligen Nilus, der sich für den verführten Landsmann beim Kaiser und Papst verwandt hatte, ließ Otto III. dem grossenden Gregor V. in dieser Sache freie Hand. Mit der Androhung des Zornes Gottes hatte der in seinen Erwartungen getäuschte Nilus sich in seine Einsamkeit zurückbegeben.

Anderere Dinge zogen Otto III. ab. Der Zauber des antiken Roms hatte es ihm angetan. Träume von seiner einstigen Herrlichkeit umgaukelten den Abkömmling zweier Cäsarenthrone. In der Wiederherstellung der alten Verhältnisse meinte er das Ziel sehen zu müssen, das eine kaiserliche Politik zu verfolgen habe. Und mitten in diesen bewegten Tagen erlebte er selbst seine Schicksalsstunde. Es muß in dieser Zeit etwas geschehen sein, was sein Gewissen stark belastete. Erst die Erschütterung seines Seelenfriedens erklärt ganz den weitgehenden Einfluß der Mönchsheiligen, den wir fortan auf allen seinen Wegen bemerken.

Eine so rasche Folge tragischer Verwicklungen, wie sie der Geschichte des Mittelalters so oft den Stempel düsterer Romantik aufgedrückt hat, kann auch an Brun nicht vorübergegangen sein, ohne tiefe Eindrücke in seinem Gemüt zu hinterlassen. Den für seine eigene Zukunft auf lange entscheidenden Schritt hatte er schon vorher vollzogen. Kaum war er im Gefolge des Kaisers in Rom angelangt, als er in dem Kloster Adalberts auf dem Aventin, in dem heutigen San Alessio Mönch wurde. Die Kirche dieses Klosters war in erster Linie einem Märtyrer namens Bonifacius geweiht, den die Sage der diokletianischen Zeit angehören ließ, und als Brun, der mit ihm den Namen teilte, eines Tages seinen Altar aufsuchte, soll er ausgerufen haben: „Auch ich heiße Bonifacius. Warum sollte also nicht auch ich ein Märtyrer Christi werden?“ Schon in der Askese des Mönchtums sah man ein freiwilliges Martyrium. Dem Hofe war durch diesen Eintritt Bruns in das Kloster eine ausgezeichnete Kraft und charaktervolle Persönlichkeit genommen. Aber die engen Beziehungen zwischen dem Kaiser und Brun sind nicht auf die Dauer unterbrochen gewesen. In den Hofdienst kehrte zwar Brun nicht wieder zurück, aber Otto III. ist ihm nachgegangen und durch die Verwicklungen seines persönlichen Lebens wie einer seinesgleichen geworden. Das ist die Signatur des Ausgangs der kurzen Lebenszeit des jungen Kaisers.

Seine Bestrebungen zur Wiederherstellung des Glanzes der alten Roma und ihrer ehemaligen Verhältnisse wechselten ab mit strengen Bußleistungen, und je schwieriger sich die politischen Verhältnisse gestalteten, desto asketischer wurde seine Lebensweise. Auf den Rat des heiligen Romualdus pilgerte er schon im Beginn des Jahres 999 zur Sühne seiner Schuld nach dem Monte Gargano. Unterdessen starb seine Tante, Ottos des Großen große Tochter, die Nektissin Mathilde von Quedlinburg, eine starke Stütze des Reiches im Norden. Auch Gregor V. schloß plötzlich die Augen. Und im Dezember desselben Jahres folgte ihnen Ottos Großmutter, die Kaiserin Adelhaid ins Grab. Wie ernste Mahnungen erschienen diese Todesfälle, besonders angesichts der Nähe des Jahres 1000, von dem die Christenheit den Untergang der Welt erwartete. Otto III. pilgerte nach Gnesen. Es sollten nicht nur die Adler Roms zur Begeisterung seiner späten Epigonen in nie gekannte Fernen getragen werden. Otto III. wollte vor allem auch die Fürbitte seines verklärten Freundes erflehen und mit dem polnischen Herzoge über die östliche Politik und Mission sich verständigen, von welcher letzteren er nicht nur eine neue Förderung der kirchlichen Interessen, sondern mehr noch für sich selbst ein ewiges himmlisches Verdienst erhoffte.

Selten hat ein Kaiser gleichen Glanz um sich gesammelt, wie Otto III. auf diesem Zuge nach Gnesen. Aber auf seinen triumphvollen Einzug in Rom nach seiner Rückkehr folgte rasch der allerempfindlichste Schlag gegen die von ihm vertretene Politik. Ein Aufstand der Römer zwang ihn, die von ihm so eifrig umworbene alte Hauptstadt der Welt zu verlassen. Des heiligen Nilus Drohung schien sich in jeder Beziehung erfüllen zu sollen.

Schon in dieser Zeit sind die ungünstigen Urteile über Ottos III. Regierung laut geworden, die seitdem nie verstummt sind, und mehr als je von der modernen Geschichtsforschung ausgesprochen sind. Sie bleiben bei Mißerfolgen und Niederlagen ja nie aus. Die Deutschen waren von vornherein keine Freunde des kaiserlichen Weltmachtstraumes, dessen Ideale und Irrtümer bei niemand mehr ihr Gegenstück haben, als bei Ottos III. größerem griechischen Landsmann, Alexander dem Großen, nur daß dieser durch Talent, Umstände und Glück mehr begünstigt wurde, obwohl auch er ja früh ins Grab sank. Wie Alexanders Mazedonier fühlten sich Ottos III. Deutsche durch dessen kosmopolitische Neigungen verletzt und zurückgesetzt. Sie fanden seine Vorliebe für Italien undeutsch, die jugendlichen Auswüchse seiner Schwärmerei für das alte Rom und

kaiserlichen Pomp phantastisch und seine zu gleicher Zeit auftretenden ungewöhnlichen, Kraft und Zeit raubenden religiösen Stimmungen mehr einem Mönche als dem Kaiser geziemend. Und so ganz unrecht hatten sie von national deutschem Standpunkte aus ja jedenfalls nicht, von dem zugleich gesagt werden muß, daß er für einen Kaiser der damaligen Zeit der aussichsvollste und deshalb klügste war, ja, die nächste, ihm durch die eigene Herkunft und seine königliche Stellung zugewiesene Pflicht. Indes ehe die neuere Forschung das Urteil über Otto III. nach der ungünstigen Seite hin noch verschärfte, hätte sie doch vielleicht noch mehr die Frage erwägen sollen, ob der Grundgedanke von Ottos Politik, wenn auch vom deutschen Standpunkte abweichend, tatsächlich eine völlig undurchführbare Illusion war, und ob die extremen Mäuren seines Auftretens, die bekanntlich auch bei Alexander nicht gefehlt haben, nicht lediglich die Bedeutung einer Begleiterscheinung hatten, von der erwartet werden konnte, daß sie bei reiferem Alter sich verlieren würde. Bei der ersten Frage ist zu bedenken, daß auch Italien von germanischen Elementen stark durchsetzt war, und auch schon vom Kaiser in Erwägung gezogen war, Rom junges, frisches Blut zuzuführen. Vor allem war Otto III. nicht einer, der nicht wußte, was er wollte, und ziellos hin und her schwankte. Er starb jung, und es ist ihm nicht Zeit gelassen, der Schicksalsmächte, unter deren Einfluß er in seinen letzten Jahren litt, Herr zu werden. Erschöpft war seine Energie bis zuletzt durchaus nicht. Ja, gerade sein Eigenwille, das ausgeprägte stolze Selbstbewußtsein, welches sich von Anfang an mit seiner persönlichen Politik verbunden hatte, möchte ein Hauptgrund der ihm gegenüber am Ende seines Lebens auf deutscher Seite obwaltenden Entfremdung gewesen sein. Licht- und Schattenseite lagen hier nebeneinander. Nur die Fehler und Niederlagen seiner Politik schmerzten ihn. Untreu ist er ihr nie geworden. Auch nach dem Abfalle Roms war es sein fester, mit Zähigkeit bis zuletzt verfolgter Vorsatz, unter allen Umständen die undankbare Stadt zur vollen Anerkennung seines kaiserlichen Ansehens zurückzubringen, und aus der Asche seiner selbst vernichtenden Buße erhob sich gegen Ende seiner Regierungszeit kräftiger als je der Phönix seiner kirchlichen Eroberungspläne.

Im Jahre 1001 war Ravenna noch einmal wieder Zentrum der westlichen Weltpolitik. Von den Zellen des Klosters Classe und den Einsiedlerhütten der Insel Pereum aus pflegte Otto III. seine Beziehungen zu Venedig, Konstantinopel, Ungarn und Polen, besonders zu dem letzteren Lande, aus dem ein Sohn des Herzogs als Mönch und Ein-

siedler in seiner Nähe weilte, und das für seine Zwecke aktionsfähig zu erhalten sein besonderes Bemühen war, aber wahrscheinlich schon allein aus dem letzteren Grunde auch zu Rußland, wo zudem eine Schwester seiner Mutter auf dem Throne saß. Die Ideen bezüglich der Mission im Osten und Norden seines Reiches nahmen immer festere Gestalt an. Das von seinem Freunde Adalbert in Preußen versuchte Werk sollte unter allen Umständen von neuem in Angriff genommen werden, und dafür, sowie für die Predigt unter den Lutizen von Polen aus eine zielbewußte Arbeit organisiert werden. Er selbst, der Kaiser, schmeichelte sich in andachtsvollen Stunden der Hoffnung, nach Wiederherstellung des Ansehens seiner Herrschaft als Mönch und Einsiedler an die Heidengrenze gehen zu können und als Märtyrer im Dienste der Mission sein Leben zu beschließen. Im Herbst des Jahres 1001 wurden in der oben bezeichneten Richtung die ersten vorbereitenden Schritte getan.

Hierbei war Brun, welcher schon im Jahre 1000 seine Zelle in San Alessio mit der Jüngerschaft des Mönchs- und Eremitenhauptes Romualdus vertauscht hatte und mit diesem Otto III. im Jahre 1001 nach Ravenna gefolgt war, seine rechte Hand. Zwischen dem Hofe des Kaisers und der Eremitenkolonie des Romualdus auf der Insel Pereum ging der Verkehr hin und her. Romualdus hatte für den Norden Italiens eine ähnliche Bedeutung, wie der heilige Nilus für den Süden, und er stand seit dem Herbst des Jahres 1000 unter den „geistlichen Vätern“, die dem Kaiser Beichtträt erteilten, in erster Linie, während sein Jünger Brun mit Otto III. die Missionspläne pflegte.

Auf Bruns Veranlassung erklärten sich zwei Genossen der Gemeinschaft von Pereum, Benedikt von Benevent und Johannes bereit, im Dienste der kaiserlichen Gedanken nach Polen voranzugehen und dort zunächst ein klösterliches Zentrum für die Mission im Osten zu gründen. Brun sollte mit päpstlicher Missionsvollmacht folgen. Wie er selbst schreibt, war Ottos III. Gedanke, daß seine Sendboten da, „wo ein schöner Wald eine Einsamkeit böte, auf christlichem Boden neben der Grenze der Heiden ein Kloster erbauten, und drei Borteile denen, die den Weg des Herrn suchten, zuteil würden, nämlich denen, die neu aus der Welt hinzukämen, ein erwünschtes Kloster, den Reifen aber und nach dem lebendigen Gott Dürstenden die goldene Einöde, und denen, die aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein begehrten, die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden“. Aber mit diesen Worten Bruns sind Ottos III. Pläne doch nur nach der religiösen Seite charakterisiert.

Was sie in äußerer Hinsicht und nach der weltlichen Seite hin bedeuteten, ersehen wir erst aus Brun's eigenem späteren Vorgehen. In dieser Beziehung waren sie von einer so weitgreifenden Natur und von einem so umfassenden Umfange, daß wohl vornehmlich in Hinblick auf sie Benedikt oft zu dem tatendurstigen Brun gesagt hat: „Ich glaube dir nicht.“

Man darf unter diesen Umständen mit vollem Recht die Frage aufwerfen, welchen Lauf die Dinge in Reich und Kirche genommen hätten, wenn Otto III. und Brun länger gelebt hätten. Daß Otto III. trotz der religiösen Richtung, der er sich hingegeben hatte, in Ravenna durchaus noch nicht einem Wirken in der Welt der Realitäten entsagt hatte, ist auch daraus erkennbar, daß er gerade um diese Zeit eine eheliche Verbindung mit einer Prinzessin des verwandten Hofes von Byzanz erstrebte, und ich möchte hinzufügen, hieraus noch mehr als daraus, daß er, ohne auf Romualds Warnung zu achten, der ihm vor seinem letzten Aufbruch nach Rom zurief: „Wenn du nach Rom gehst, wirst du Ravenna nicht wiedersehen“, am Ende des Jahres 1001 alles in Bewegung setzte, von der alten Welthauptstadt die Anerkennung seiner kaiserlichen Ansprüche zu erzwingen. Ueber den Eifer, mit dem er dabei jetzt und schon vorher zu Werke ging, gibt es wohl kaum besser orientierende Worte, als die, welche Brun niedergeschrieben hat. „Es fallen zu seiner Seite der Kapellan, der Bischof, der Graf. Sehr viele Diener sterben, mancher Ritter und die Besten des Volkes. Schwitzend von vielem Blut der Hohen wütet das Schwert, indem es durch den Tod der Teueren das Herz des Kaisers aufs schrecklichste verwundet. . . . Er drohte mit einem Schwur und heftiger Versicherung, daß er nicht von der vorgesezten Gefahr abstehe könne, bis er den Schimpf der Stadt gesehen und Rache an seinen Feinden genommen hätte.“ Wenige Zeilen später fügt Brun auch hinzu: „Wenn ihm erlaubt gewesen wäre, bis zum reifen Alter zu leben, . . . wäre er, falls uns unsere Meinung nicht täuschte, ein rechter und sehr erwünschter Kaiser geworden, wie die Augen der Menschen keinen trefflicheren sahen.“

Dies eben hat die Welt nicht erlebt. Ende 1001 verließ Otto III. Ravenna, und schon am 23. Januar 1002 raffte ihn der Tod in der Nähe Roms aus dem Erdenleben hinweg. Ihm ist nicht vergönnt gewesen, seine Ziele verwirklicht zu sehen und über die erlittene Niederlage, über die düstere Umwölkung der eigenen Stimmung hinweg durch Erfolge auf den von ihm ins Auge gefaßten Wegen ein günstigeres Gesamturteil über seine Regierung in der Nachwelt zu begründen, und doch hatte er sich für ein Alter von einundzwanzig Jahren trotz der

Fehler seines Regiments schon genug Verdienste erworben. „Dieser so große Kaiser“ pflegte ihn sein Nachfolger Heinrich II. zu nennen, womit gewiß doch nicht allein seinem besonders vornehmen Geblüt eine Reverenz gemacht werden sollte. Impuls und Talent hatten ihn dazu befähigt, in der Stadt der Gracchen und Mark Anton's eine von dieser Seite lange nicht gehörte Rede an das Volk zu halten, welche solchen Eindruck machte, daß man die Urheber der Empörung wider ihn nackt vor seine Füße warf. Aber die Zeichen ungewöhnlicher geistigen Anlagen fallen schließlich weniger ins Gewicht. Man kann von mehr reden. Zu seinen letzten großen Verdiensten gehörte, daß er den klügsten Mann der Kirche seiner Zeit, den bedeutendsten Gelehrten des Jahrhunderts, Gerbert, seinen Aristoteles, nach Gregor's V. Tode auf den päpstlichen Stuhl setzte und den talentvollen, von körperlicher und geistiger Jugendkraft übersprudelnden sächsischen Edeling Brun, wenn nicht durch eigene Anregung, jedenfalls durch eifrige Unterstützung auf die Missionswege im Osten leitete. In Brun's Missionswerk und dem Entgegenkommen, das er bei Silvester II. fand, haben wir die letzten Ausläufer der Aera Otto's III. zu erblicken.

Als Brun im Jahre 1002 in dem Gefühl, daß die mit Otto III. erwogenen Missionspläne nun vor allem seinen Schultern anvertraut seien, sich nach Rom begab, um für sich und die vorausgegangenen italienischen Mönche die päpstliche Vollmacht zu holen, ernannte ihn Silvester II., wie sein Vorgänger Gregor III. einst (732) Brun's Namensvetter Wynfrith-Bonifatius, unter Verleihung des Palliums zum Erzbischof der Heiden und Legaten des apostolischen Stuhles, womit ihm für seine Missionsunternehmungen völlig freie Hand gegeben werden sollte, sobald der deutsche König Heinrich II. den verliehenen Würden seine Bestätigung erteilt haben würde. Eine solche dem Könige zuzugestehen, entsprach sowohl Silvester's als auch Brun's politischer Gesinnung. Kaum war dann Brun jenseits der Alpen, da starb auch der große Papst, und nun war er nur noch allein der Träger der kirchlichen Gedanken, die man in Otto's III. Kreise bewegt hatte.

Gerade diese Vereinsamung ist es, die Brun's weiteres Vorgehen und seine Geschichte für uns noch interessanter macht. An der eigenen Kraft hat dieser Mann nie verzweifelt. Aus welchem Stoffe er gemacht war, kann man erkennen, wenn man hört, daß er, um seinen Leib zu zähmen, sich in Nesseln und Dornen wälzte und trotz eisiger Kälte in den Alpen bei der dürftigen Eremitenkleidung blieb, so daß seine Füße aus den angefrorenen Steigbügeln mit warmem Wasser losgelöst werden mußten.

Leider aber ist auch er bei seinem Handeln durch die äußeren Umstände nur wenig unterstützt worden, und auch er starb trotz rascher Erfolge schließlich viel zu früh, als daß seine letzten Ziele zur Verwirklichung gekommen wären.

Auf Otto III. war als deutscher König Heinrich II. gefolgt, der trotz seiner Anhänglichkeit an Ottos III. Person mehr die Anschauungen der deutschen Opposition vertrat, wie sie sich in den letzten Jahren seines Vorgängers herausgebildet hatte. Vor allem teilte er auch die Sorge und Abneigung gegenüber der mächtigen Stellung, zu der sich der polnische Herzog unter Otto III. emporgeschwungen hatte, und meinte eher mit den heidnischen Lutizen zusammengehen zu sollen, als diesem gefährlichen Rivalen weiteres Entgegenkommen zeigen zu sollen. Die Folge war, daß das lange gepflegte gute Verhältnis zu Polen, welches seit den Zeiten der Kaiserin Theophanu, die demgemäß auch auf ihren Schwager in Kiew eingewirkt zu haben scheint, geradezu Richtschnur der deutschen Politik im Osten gewesen war, rasch zerfiel, und Boleslaw zu offener Feindschaft überging. Als Brun Regensburg erreicht hatte, erfuhr er, daß zwischen Heinrich II. und dem polnischen Herzoge bereits Fehde bestände, und der Weg nach Norden verlegt sei.

Wie bitter hat Brun diesen Gegensatz zwischen dem deutschen Könige und Polen, der vorher nicht bestanden hatte, beklagt! Wie seine eigenen Pläne waren, konnte er gar nicht anders, als in ihm das beklagenswerteste Hemmnis derselben sehen. Aber er war viel zu sehr in der Tradition der Zeit Ottos des Großen aufgewachsen, als daß er je in der Loyalität gegen den deutschen König hätte erschüttert werden können. Obwohl gewiß schweren Muts, opferte er der Rücksicht auf ihn jetzt die Wünsche, die ihm am meisten am Herzen lagen, und schlug weit umständlichere Wege zum Verfolg der ihm vorschwebenden Ziele ein. Trotzdem, daß er auf ein rasches Zusammengehen mit dem polnischen Herzoge gehofft hatte und mußte, oder wenigstens sich sagen konnte, daß seine ihm vorausgegangenen italienischen Freunde sehnsüchtig seiner in Polen harren, gab er jeden Gedanken, auf Umwegen dorthin zu gehen, vorläufig auf und fuhr zu Schiff die Donau hinab nach Ungarn.

Als er später in der polnischen Einsiedelei seiner Freunde weilte, die schon am 11. November 1003 nach tiefer Betrübniß über sein langes Ausbleiben von polnischen Dieben erschlagen waren, hat er sich über sein Verhalten ihnen gegenüber bittere Vorwürfe gemacht, indem er sich vorhielt, daß er bei Fortsetzung seiner Reise nach Polen im Frühjahr 1003 sie wohl auf Umwegen noch hätte erreichen und entweder vor dem vorzeitigen Tode bewahren, oder mit ihnen das gleiche Geschick hätte

teilen können. Er schreibt: „Im eigenen Willen und als spitzfindiger Heuchler wollte ich in eitler Ruhme dahinleben. Ich gab meine Ehre Fremden und meine Jahre dem Grausamen. Und indem mir Vergnügen Geseß war, und es mir gefiel, in meinen Wünschen weltlicherweise zu irren, ging ich, der ich bereit war, vielen Herren zu dienen, . . . unftet davon auf des eigenen Sinnes Weg“, und weiter: „Ich beschloß, den geistlichen Pflichten in der Weise obzuliegen, daß ich dennoch nicht der weltlichen Vorteile entbehrte, so, daß ich mit zwiespältigem Dienste die Liebe zu Jesu Christo pflegte“. Deutlich ist hier und an anderen Stellen die Rücksicht auf Heinrich II. angedeutet, aber wohl noch mehr. Missionsbestrebungen eines mittelalterlichen Missionars konnten auch um ihrer selbst willen, da sie nicht nur mit den weltlichen Machthabern zu rechnen hatten, sondern auch je nach den Verhältnissen in letzter Linie oft auf Gründung gewaltiger kirchlicher Stellungen abzielen mußten, dem strengen Mönche im Lichte weltlichen und irdischen Ehrgeizes erscheinen. Daß es an solchen großen Zielen Brun nicht gefehlt hat, beweist sein weiteres Vorgehen, wenn man nicht schon daraus, daß er päpstlicher Legat war und als solcher die weitgehendsten Vollmachten hatte, die entsprechenden Schlüsse ziehen will. So sind die angeführten Worte gewiß auch gerade in Erinnerung daran geschrieben, daß es stolze Gedanken von der zu erreichenden Ausdehnung seines kirchlichen Machtbereiches und damit der weiteren Organisation der römischen Kirche waren, die ihn im Jahre 1003 zur Herabfahrt auf der Donau bestimmten. Dem nichtmönchischen Beurteiler aber müssen gerade diese als ein Ruhmesblatt in Bruns Geschichte erscheinen.

In der Tat, es spricht alles dafür, daß Brun, als er im Jahre 1003 die Donau hinabfuhr, über die politische und religiöse Lage im Osten bereits bestens unterrichtet war und sich sagte, daß die von ihm in Aussicht genommene Missionsarbeit an den östlichen Grenzen der im Jahre 1000 neu entstandenen Erzbistümer Gnesen und Gran ebensogut im Süden und von den an der Fehde mit dem deutschen Könige unbetheiligten, neutralen Höfen von Stuhlweissenburg und Kiew aus begonnen werden könne, wie im Norden von Polen aus. Mit anderen Worten, auf die ganze lange Völkerstraße vom Westen des Schwarzen Meeres bis hin zu den Küsten Preußens, die noch mehr oder weniger durch Heidengebiete lief, scheint sein Blick bereits gerichtet gewesen zu sein, als er in Ravenna seinen Freund Benedikt für seine Zukunftsträume begeisterte.

Daß, wie hieraus noch mehr erhellt, auf dem Schachbrette seiner Missionspläne die weltlichen Machthaber besonders wichtige Figuren aus-

machten, also, um ohne Bild zu reden, jene auch ihre eigene politische Seite hatten, beweisen auch die Warnungen Heinrichs II. in dieser Richtung, der Brun's Eingreifen in den Gang der politischen Dinge nicht wünschte.

Im Frühjahr 1003 mochte Brun auf dem Wege nach Ungarn auch der Wunsch begleiten, bei Stephan I., dem Schwager Heinrichs II., im Interesse des Friedens im Norden zu wirken. Sicher hat er am Hofe Stephans seine Missionsarbeit an der östlichen Grenze Ungarns vorbereitet. Im August des Sommers 1004 sehen wir ihn schon in Merseburg bei Heinrich II., der ihn auf seinen Wunsch ohne weiteres in den ihm vom Papste zugesprochenen Stellungen bestätigte und durch Tagino von Magdeburg zum Erzbischof der Heiden weihen ließ, so daß Brun sich in seinem späteren Briefe an den König als „von ihm fertig gemacht am Evangelium“ bezeichnen konnte. Man kann denken, daß er auf einen raschen Abschluß des in der genannten Zeit unmittelbar bevorstehenden Feldzuges Heinrichs II. gegen den polnischen Herzog hoffte und nach eingetretenerm Frieden sofort nach Polen zu gehen beabsichtigte. Man kann aber auch annehmen, daß er bereits die Kunde von der Ermordung seiner italienischen Freunde erhalten hatte und deshalb von vornherein plante, zunächst noch wieder nach Ungarn zurückzugehen, um die dort eingeleiteten Schritte weiter zu verfolgen. Hier sehen wir ihn jedenfalls in den folgenden Jahren.

Auf dem noch heute am dritten Tage nach Ostern stattfindenden Quersfurter Jahrmärkte, dessen Schauplatz ein mit alten Linden bestandener Wiesenplan im Osten der Stadt an der Merseburger Landstraße ist, werden seit alter Zeit tönernen Figuren verkauft, die einen Reiter darstellen, der, wie der Reisefack andeuten soll, auf einem Esel in die Ferne zieht. Es sind die primitiven Darstellungen der Gestalt Bruns, wie die Volksvorstellung sie festgehalten hat. Die näheren Sagen der Heimat über seinen Esel entbehren des historischen Wertes. Die älteste, heute vergessene ist, daß die Fußstapfen seines Esels sich in Quersfurt dem Felsen, vermutlich des Burgsteiges, eingeprägt hätten. Aber der Esel selbst ist zweifellos geschichtlich. Von Bruns' Lehrer Romualdus wissen wir, daß er das stolze Roß, das ihm der Sohn des polnischen Herzogs schenkte, gegen einen Esel eintauschte, weil es ihm seiner Ansicht nach nicht geziemte, auf hohem Pferde zu sitzen, während sein Herr auf einem Esel in Jerusalem eingezogen war. Ähnliche Gedanken können auch Brun die Gewohnheit bestimmt haben, obwohl es sich nachweisen läßt, daß er auch auf Pferden

geritten hat. Die Erinnerung aber, welche das Quersfurter Volk bis heute bewahrt hat, kann nur aus dem Jahre 1004 stammen, in dem Brun nach langer Zeit wieder und zum letzten Male in der deutschen Heimat weilte und die väterliche Burg zweifellos besucht haben wird.

Denkmäler dieses Besuches, die von höherem Werte sind, als die Sitte der tönernen Figuren, sind die Quersfurter Burgkirche, deren Bau höchst wahrscheinlich von Brun im Jahre 1004 begonnen und geleitet wurde, und die erste Niederschrift seiner Abalbertsbiographie, welche allem Anscheine nach in der Zeit zwischen seiner Weihe (im August) und der Rückkehr des Königs von dem böhmischen Feldzuge nach Merseburg (im November) abgefaßt ist. Es finden sich in ihr Aeußerungen, die den bei dem Abschiede zwischen Brun und Heinrich II. obwaltenden Verstimmungen ihre Erklärung geben.

Einer glaubwürdigen Nachricht zufolge hat er auch vor seinem letzten Abschiede von der Heimat auf der väterlichen Burg ein Priesterkollegium gestiftet und mit seinem eigenen Vermögen ausgestattet. Vielleicht lebte seine Mutter nicht mehr. Von dem Vater wissen wir, daß er den Sohn überlebt hat. Dieser hatte drei Brüder. Sie haben samt dem Vater Brun, der von neuem in die Ferne zog, auf Erden wohl nie wiedergesehen, jedenfalls nicht in der Heimat.

Nach Bruns' eigener Aussage galt seine Arbeit in Ungarn, die er im Jahre 1005 wieder aufnahm, den sogenannten Schwarzen Ungarn. Man ist lange im Zweifel gewesen, an welche Gegenden Ungarns dabei zu denken sei. Die Ansicht, welche zuletzt mit den am meisten einleuchtenden Gründen vertreten wurde, war, daß Brun in dem Teilreiche Ahtums zwischen Donau, Theiß, Körös und Siebenbürgen gewirkt habe. Ich glaube auch nicht bestreiten zu sollen, daß er in diesem Gebiete eine Zeitlang gewesen ist, meine aber meinerseits mehr als wahrscheinlich gemacht zu haben, daß das eigentliche Zentrum seiner Mission in dem östlichen und südöstlichen Siebenbürgen bei dem eigenartigen, durch besonderen Dialekt von den übrigen Ungarn unterschiedenen Völkchen der Székler, und zwar in und um Kronstadt, dessen älterer Name Brassó gewesen ist, gelegen hat. Das Gebiet Ahtums gehörte noch nicht zu Stephans' Machtsphäre. Das Völkchen der Székler aber wurde zweifellos als ein Anhängsel des Reiches der siebenbürgischen Gylasse angesehen, das schon im Jahre 1003 von Stephan seinem Gebiete einverleibt war, und es ist überaus einleuchtend, daß Stephan den Wunsch hatte, dies wichtige Völkchen, das die Rolle von Grenzwächtern übernehmen konnte und später auch tatsächlich gehabt hat, bekehrt zu sehen, und deshalb auch seinerseits Brun

dorthin gemiesen hatte. Dieser selbst mußte wohl schon vorher oder erfuhr durch Stephan, daß es den Schlüssel in der Hand hatte zu dem hinter ihm wohnenden und ihm verwandten weit ausgedehnten Steppenvolk der Petschenegen, deren Wohnsitze von der Donau bis zum Don reichten. Das Széklervolk war jugendfrisch, tapfer und kriegerisch. Székler und Petschenegen sind später Ungarns beste Grenzsoldaten gewesen. Und noch heute zeichnet sich das lange samt den Deutschen und übrigen Ungarn in Siebenbürgen mit besonderen ständischen Vorrechten ausgestattete kleine Bergvolk im Süden der Karpaten und im Nordosten der transylvanischen Alpen durch besondere Charaktervorzüge aus. Daß es im Beginn des elften Jahrhunderts noch heidnisch war, während die Gylasse schon das Christentum angenommen hatten, kann bei der Lage seiner Wohnsitze in den Bergen nicht wunderbar erscheinen.

Mehr als zwei Jahre hat Brun, wenn nicht stets in der Mitte der „Schwarzen Ungarn“, so wenigstens ganz im Dienste ihrer Christianisierung gearbeitet. Er ging auch nicht aus Ungarn fort, als im Jahre 1005 zwischen Heinrich II. und Polen der Friede von Posen zustande kam. Er wollte erst im östlichen Süden etwas erreicht haben, ehe er seinen alten Zielen in Preußen und bei den Lutizen nachging. Als dennoch seine Bemühungen bei den „Schwarzen Ungarn“ vergeblich blieben, begab er sich Ende des Jahres 1007 an den Hof von Kiew. Dieser Besuch war natürlich nicht eine Unterhaltungsreise, sondern ein Glied in einer Kette von Schritten, die aus kluger Berechnung hervorgingen. In Kiew liefen viele der Fäden zusammen, von denen die Geschehnisse der an der Länderstraße zwischen Ostsee und Schwarzem Meer wohnenden Völker, für die Brun interessiert war, abhingen. Das Herrschergeschlecht selbst stammte aus Skandinavien, dem Lande, das Bruns Ziel im Norden, dem Preußenvolke gegenüber lag und mit diesem in Verkehr und Fehde ohne Aufhören Berührung hatte. Noch immer pflegte man vom Kiener Hofe aus die alten verwandtschaftlichen Beziehungen. Rußland war aber auch selbst Nachbar des Preußenlandes geworden, indem der derzeitige Herrscher, Großfürst Wladimir I., im Anfange der Achtzigerjahre des verfloffenen Jahrhunderts den südöstlichen Stamm der preußisch-litauisch-lettischen Völkerfamilie, die Sudauer oder Jadowinger (Jatwjägen) seinem Zepter unterworfen hatte. Dieser Fürst war, wie bemerkt, Gemahl einer Schwester der Kaiserin Theophanu, der griechischen Prinzessin Anna († 1011), also Onkel Ottos III. und hatte den Polen, wie Nestor berichtet, im Jahre 981 das linke Ufer des Bug bis zum Wieprz und San hin mit den Orten Czerwen

und Przemysl abgenommen, die noch um 1100 russisch gewesen sind. Die westliche Länderstraße zwischen Ostsee und Schwarzem Meere stand also ähnlich, wie die östliche über Kiew, Smolensk, Nowgorod, wenigstens von den Grenzen Preußens ab bis zu den Grenzen der Petschenegen, fast ganz unter seiner Botmäßigkeit. Und vor allem war Rußland eben auch selbst der nächste christliche Nachbar der Petschenegen östlich von Siebenbürgen, auf die es Brun jetzt zunächst abgesehen hatte. Offenbar war seine Berechnung, daß, wenn es gelänge, diese dem Christentum zu gewinnen, damit auch der Widerstand der ihnen benachbarten und stammverwandten Schwarzen Ungarn, der Székler gebrochen sein würde.

Ueberall erhellt bei näherem Zusehen, daß Bruns Blick nie starr auf einen Punkt gerichtet war, sondern daß er bei seinem Verkehr mit den östlichen Völkern gern größere Gruppen in den Kreis seiner Berechnung zog, um die Möglichkeit zu haben, von dem einen zum anderen überzugehen und damit Widerständen das Gleichgewicht zu bieten und sie schließlich zu überwinden. Wie er im Süden die Székler und Petschenegen gegeneinander auszuspielen suchte, so hat er offenbar im Norden das gleiche bei den Preußen und den sie umgebenden Schweden und Sudauern vorgehabt. Vielleicht schon von Kiew aus, jedenfalls längere Zeit vor seinem Ausbruch nach Preußen schickte er, wie aus seinem Briefe an Heinrich II. hervorgeht, eine Missionsgesandtschaft nach Schweden, der es auch tatsächlich gelang, den schwedischen Herrscher Olaf Schoßkönig, welcher, obwohl mit einer Christin verheiratet, selbst noch Heide war, zur Annahme des christlichen Glaubens zu bestimmen. Und wenn wir Brun nachher bei seinem Gange zu den Preußen deren südöstliches Landestor an der Grenze Sudauens wählen sehen, so war das gewiß nicht zufällig. Wenn er von der Lage und den Verhältnissen des Jadowingerlandes, sowie den östlichen Zugängen Preußens nicht schon vorher Kenntnis hatte, so wird er sich gewiß bei seinem Besuch in Kiew darüber aufs genaueste haben orientieren lassen und darnach die näheren Pläne für sein späteres Vordringen entworfen haben. Daß Preußen und die Lutizengegend stets seine letzten Ziele geblieben sind, darüber kann nach seinen eigenen bestimmten Äußerungen gar kein Zweifel obwalten.

Ob er in Kiew in bezug auf das russische Reich selbst Interessen der römischen Kirche verfolgen wollte? Man könnte aus gewissen Umständen darauf schließen. Unterhalten wird sich Wladimir, der solche Gespräche liebte, mit ihm sicher über die Unterschiede der östlichen und westlichen Kirchenhälften haben. Aber die Stellung der griechischen Kirche in

Kiew war, zumal da Vladimirs Frau eine griechische Prinzessin war, doch schon viel zu fest, als daß Brun hätte hoffen können, ihr schon in kurzer Zeit erheblichen Abbruch zu tun. In kluger Zurückhaltung wird er sich darauf beschränkt haben, nur von der durch ihn vertretenen Kirche den jugendkräftigen Barbaren einen möglichst imposanten Eindruck zu geben. Er war auch von Italien her, wo griechische Mönche mitten unter den Lateinern wohnten und als vielbewunderte Typen asketischer Heiligkeit mit den Klöstern der römischen Kirche in stetem Verkehr standen, zu sehr an ein freundliches Verhältnis zu der östlichen Christenheit gewohnt, als daß man denken könnte, er hätte sich in Rußland anders gestellt. Otto III. selbst war ja Sohn einer in der griechischen Kirche geborenen Mutter gewesen, und das Schisma zwischen dem Morgen- und dem Abendlande war noch nicht förmlich eingetreten. Indes Bruns Pläne bezüglich der Petschenegen liefen doch tatsächlich auf eine Zurückdrängung des griechischen Einflusses hinaus, und es konnte ihm gewiß nicht verborgen sein, daß die Verwirklichung der von ihm in bezug auf jene und Preußen ins Auge gefaßten letzten Ziele schließlich die Stellung der morgenländischen Kirche in Kiew ernstlich in Frage stellen würde. Worauf diese letzten Ziele hinausliefen, kann ja nachgerade schon erraten werden. Es ist undenkbar, daß er, der päpstliche Legat, der das Recht hatte, Kirchen zu gründen und Bistümer herzustellen, ja, diese zu Erzbistümern zusammen zu schließen, von vornherein auf den Gedanken verzichtet haben sollte, später einmal sein südliches Arbeitsgebiet und das bestimmt in Aussicht genommene preußische miteinander zu verbinden, während gerade hier an den östlichen Grenzen der benachbarten römischen Erzbistümer Gnesen und Gran schon von uralten Zeiten her eine von uns schon oft erwähnte länderverbindende Straße hinlief, welche von der östlichen Donaugegend bis zum südöstlichen Ufer des Baltischen Meeres reichte.

In Kiew also muß sich die ganze Großartigkeit der Ottonischen und Brunnschen Entwürfe bereits zur vollen Aktion entfaltet haben. Sie scheinen Vladimir I. auf einen Augenblick in bedenkliches Nachsinnen versetzt zu haben, sei es, daß Brun sie offen darlegte, sei es, daß Vladimir selbst mit angeborener Schlaueit sie ahnte. Er zögerte mit der Zusage einer Unterstützung und hielt Brun erst hin, indem er vorgab, daß der Besuch bei einem so wilden Volke wie den Petschenegen ihm nur schimpflichen Tod bringen würde. Dann aber gab er, offenbar mehr noch, als durch ein Gesicht, durch das männliche und kühne Auftreten seines hohen geistlichen Gastes zur Bewunderung genötigt, nach und geleitete in eigener Person

mit einem Heere die apostolische Gesandtschaft an die Grenze des Petschenegenlandes.

In alten deutschen Märgen ist wohl von Kindern die Rede, welche sich im tiefen Walde verirrt und jenseits desselben auf grünen Auen ein Königsschloß fanden. Diese nur naiv idealisierenden Märgen werden zum guten Teil einer Zeit entstammen, in welcher tatsächlich die meisten unabhängigen Länder von tiefen undurchdringlichen Wäldern, wenn nicht von bewaldeten Gebirgen, umgeben waren, und diese die Grenzmark bildeten, durch die nur einige Landestore, die streng bewacht wurden, die Verbindung zwischen hüben und drüben vermittelten. Das Rußreich hatte an der Seite des Petschenegenlandes solchen natürlichen Schutz nicht, auch nicht trennende Gewässer. Deshalb hatte Vladimir hier einen langen, festen Zaun herstellen lassen. An einem Tore desselben haben Brun und er sich voneinander verabschiedet. Während Vladimir auf dem einen Hügel und Brun mit den Seinen auf dem anderen stand, stimmte dieser wie lockend und zugleich zum Ausdruck seines Bekenners- und Märtyrermutes als Legat des römischen Apostelfürsten das Lied an: „Petre amas me? Pasce oves meas!“ („Petrus, hast du mich lieb? Weide meine Schafe!“) Noch einmal sandte ihm Vladimir die Bitte zu, von seinem Vorhaben bei den Petschenegen abzulassen und sein Leben zu schonen. Er schien wirklich um Brun besorgt zu sein. Er ließ ihm sagen, er werde schon am anderen Tage vor der Terz nicht mehr unter den Lebendigen sein. Er wußte offenbar, daß die Heiden die Stundengebete der Geistlichen im Verdacht der Zauberei hatten. Brun schickte die Botschaft zurück, er wünsche, daß Gott Vladimir die Tür des Paradieses aufschließen möchte, wie Vladimir ihm die Pforte zu den benachbarten Heiden geöffnet habe. Wir sehen, voll Hoffnungsfreudigkeit und Siegesbewußtsein betrat Brun das Gebiet der Petschenegen. Und hier sollte er auch nach kurzer Zeit Sieger sein.

Zwei Tage reisten er und seine Begleiter im Petschenegenlande, wohl im Westen des unteren Dnjeprnieß, ohne etwas Bemerkenswerthes zu erleben. Am dritten Tage, einem Freitage, gaben offenbar ihre Stundengebete aus dem erwähnten Grunde Anlaß, daß man sie dreimal, früh, mittags und zur Non mit dem Tode bedrohte, dem sie, wie es scheint, nur deshalb entgingen, weil über ihr Geschick einem verbreiteten heidnischen Ritus gemäß das Loß geworfen wurde. Endlich am fünften Tage waren sie bei einer größeren Volksmenge, von der ihnen versprochen wurde, daß auf einer einzuberufenden Volksversammlung über sie und ihre Sache

entschieden werden solle. Acht Tage später, an einem Sonntage, war der durch eilende Boten berufene Konvent zusammen. Einen ganzen Nachmittag waren Brun und die Seinen den Bedrohungen und Roheiten des niederen Haufens ausgesetzt. Am Abend fällten die Häuptlinge des Volkes die Entscheidung, daß Brun gestattet sein solle, bei ihnen als apostolischer Legat zu wirken, da sie erkannt hätten, daß er in guter Absicht gekommen sei. Es war ein außerordentlicher Erfolg.

Brun durchzog nun in fünf Monaten drei Teile des Landes und empfing Boten der Häuptlinge des vierten Teiles, überall williges Gegenkommen findend. Schließlich betraute man ihn sogar von Volks wegen mit einer Friedensmission an den russischen Großfürsten, von der man sagte, daß nur er das Zeug dazu habe, sie erfolgreich durchzuführen. Er sollte Wladimir sagen, wenn er Ruhe halten wolle, würden sie alle Christen werden. Im anderen Falle müßten sie ausschließlich dem Kriege nachsinnen.

Wie ein Triumphator konnte Brun in die russische Hauptstadt zurückkehren. Der Eindruck auf Wladimir war denn auch so groß, daß er nicht nur auf die Vorschläge der Petschenegen einging, sondern ihnen sogar einen seiner Söhne als Geisel stellte. Mit ihm konnte Brun den Petschenegen einen Bischof senden. Er hatte nicht nur etwas Großes bei den Petschenegen erreicht, sondern war nun auch selbst im Süden frei geworden. Er konnte ruhig abwarten, welche Wirkungen sein Erfolg bei den Petschenegen auf die Entwicklung der Dinge bei den Szeklern ausüben würde. Und die Zweckmäßigkeit seines Verhaltens erwies der Erfolg. Wenige Monate später konnte er von Polen aus Heinrich II. mitteilen, daß auch die Schwarzen Ungarn das Christentum angenommen hätten. Vornehm schrieb er, daß die Gesandtschaft des heiligen Petrus niemals vergeblich wandere. Wir aber werden das Urteil fällen, daß dies nur dann der Fall zu sein pflegte, wenn sie in klugen Händen lag.

Nach Bruns zweitem Besuch in Kiew seit Mitte des Jahres 1008 war sein ganzes Sinnen auf die Missionsziele gerichtet, welche einst in Ravenna in erster Linie gestanden hatten und nur der äußeren Verhältnisse wegen in den Jahren 1003 und 1004 von ihm zurückgestellt, aber nie vergessen waren, auf die Arbeit in Preußen und dem Lütizenlande. Um sie vorzubereiten, begab er sich von Kiew nach Polen. Er wollte offenbar noch einmal versuchen, das Haupthemmnis, welches bisher einem aussichtsvollen Betriebe seiner Pläne in den genannten Gegenden im Wege gestanden hatte, die Feindschaft zwischen Heinrich II. und Boleslaw, zu beseitigen,

und es gab gewiß keine Person sonst, welche auf beiden Seiten in gleicher Weise wie er das Vertrauen und Ansehen besaß, welches zu einer erfolgreichen Vermittlung erforderlich war. Boleslaw mußte ja in dem hohen und einflußreichen Missionar einen letzten Vertreter der bei ihm im allervorteilhaftesten Andenken stehenden Politik Ottos III. sehen, und wenn bei ihm eine Steigerung des Ansehens eines solchen Mannes, der apostolischer Legat war, noch möglich war, so mußte diese durch Bruns Erfolge in Ungarn und Kiew bewirkt sein. Der Einfluß Theophanus und ihres Sohnes auf den verwandten Hof von Kiew scheint in Polen stets als sehr nützlich mit Dank empfunden zu sein. Bruns Brief an Heinrich II., den er im Ausgange des Jahres 1008 von Polen aus geschrieben hat, ist die Urkunde davon, daß er tatsächlich von Boleslaw mit Anerbietungen an den König betraut gewesen ist und alle ihm zur Verfügung stehenden Gründe, alle Mittel der Ueberredung aufgeboten hat, sie wirksam zu machen. Unter gewissen Bedingungen versprach durch ihn der polnische Herzog dem deutschen Könige ewige Vasallentreue und Unterstützung bei Bekämpfung der Heiden, also vor allem der Lütizen.

Heinrich II. ist auf die ihm gemachten Vorschläge nicht eingegangen. Die Verstimmungen, die zwischen ihm und Brun im Jahre 1004 abgemalt hatten, waren wohl schon im Jahre 1007 durch des Königs Bruder Brun, der unserem Brun in Ungarn eine Botschaft Heinrichs zu überbringen hatte, völlig ausgeglichen. Die von Boleslaw gestellten Bedingungen, die wir nicht erfahren, scheinen dem Könige unannehmbar gewesen zu sein.

Vielleicht hatte Brun dies Ergebnis schon vorausgesehen, als er im November des Jahres 1008 in dem polnischen Kloster seiner früh ermordeten italienischen Freunde deren Biographie aufzeichnete. Er scheint schon damals die Hoffnung, jetzt endlich von seiten der weltlichen Machthaber nachhaltige Unterstützung bei seiner Missionsarbeit in Preußen zu finden, nicht mehr gehegt zu haben. Denn er schrieb Worte, welche klingen, als ob er die Stunde eines raschen Todes sowohl ersehnte, als auch näher sah denn je. Er gedachte der Horazischen Verse:

„Nach schon gezählten Wintern wird der Achäer Feuer
Pergamums Häuser verbrennen.“

Er hätte sich ja dieser Aussicht nur freuen können. Und wie gesagt, er gab ja auch der Sehnsucht nach Erlösung aus allen Bedrängnissen, dem Verlangen nach der Krone des Martyriums bewegten Ausdruck. Der Zeugentod erschien ihm ja als das herrlichste Los, das ihm fallen konnte. Aber er hatte neben dem himmlischen Ziele doch auch schon lange

ein großes irdisches, das seine Seele immer wieder begeisterte, die dauernde Bekehrung der Heiden, zu denen er auf dem Wege war, und die Aufrichtung einer gewaltigen kirchlichen Organisation. Die Zwiespältigkeit seiner Ziele konnte ihm in ernsteren Stunden, wie wir schon sahen, wie ein irdischer Makel erscheinen. Dennoch kann man begreifen, daß er nur schweren Herzens die Verwirklichung seiner diesseitigen Hoffnungen in Frage gestellt sah, wie es der Fall war, wenn er bei den Preußen und Lützen ganz auf seine eigenen, ihm nur schwach vorkommenden Kräfte angewiesen blieb. So hat der sehnüchtige Ausblick nach der von allem Erdenkampf befreienden himmlischen Krone den wehmütigen Schmerz darüber nicht völlig bannen können, daß seine irdischen Pläne in Gefahr waren, zu scheitern. Sie waren das stolze Pergamum, das er in seiner Brust gebaut hatte.

Aber er ist nie der Mann gewesen, der lange bei müßigen Träumen und Elegien stehen blieb. Sein im Dezember des Jahres 1008 an Heinrich II. geschriebener Brief schloß mit den Worten, daß seine Arbeit jetzt unter Wehen des heiligen Geistes zur Bekehrung der harten heidnischen Herzen der Preußen und Lützen sich rüsten, und jede Mühe, jeder Eifer dazu unter Vorkampf des Petrus unermüdet aufgewandt werden müsse. Wir haben hiernach den Eindruck, daß er die Feder aus der Hand legte mit dem Gedanken: „Mag kommen, was will! Der nun schon mehr als zehn Jahre alte Plan darf nicht länger zurückgestellt werden. Ich gehe jetzt nach Preußen.“

Ueber die Gegend, in welcher Brun Preußen betreten hat, kann m. G. ein Zweifel nicht mehr obwalten. Nach den „Quedlinburger Jahrbüchern“ fiel er in dem Grenzgebiet von Rußland und Litauen, nach Thietmar von Merseburg in dem Grenzgebiet Preußens und Rußlands. Preußen (Galindien), Litauen (Nadrauen) und Rußland (nämlich Sudauen) stießen damals an dem Goldappflusse zusammen. Und in diese Gegend weist auch die offenbar aus zuverlässiger Quelle stammende Nachricht des Ravennaten Peter Damiani, des berühmten Zeitgenossen Gregors VII., daß Brun die Erstlinge seiner preußischen Mission in einem „weiten See“ getauft habe. Nimmt man an, daß die alte Länderstraße vom Schwarzen Meer zu den Galindiern und Sudauern von Lomscha aus über Kolno nordwärts ging, so war der Warschausee bei Johannsburg der erste große See, den man erreichte. Indes ist nicht ausgeschlossen, daß der von Damiani erwähnte See, zu dem Brun gelangt war, ein erst im weiteren Verlauf seines Weges erreichter masurischer See war. Jedenfalls aber ist bei Johannsburg auch noch später das Hauptlandestor für den Südosten

des ganz von Wasser, Wäldern und Sümpfen umgebenen inneren Preußenlandes gewesen, das von dem Deutschen Orden durch Anlage der genannten Burg besetzt wurde. Neben dem Warschausee kann als Stätte der von Brun vollzogenen preußischen Taufen in erster Linie noch der Löwentinsee in Betracht kommen, der ja auch dem gemeinsamen Berührungspunkte von Preußen, Litauen und Sudauen noch näher liegt. Der Umstand, welcher in etwas für ihn spricht, ist, daß wir von ihm aus dem Anfange der Ordenszeit die Kunde vernehmen, daß an ihm der Hauptkönig Galindiens namens Mesegups (Mesegups) gewohnt habe, dessen Burg die heutige Lokalsage auf einer Anhöhe bei dem Gute Schönberg, westlich von der Feste Boyen, zwischen dem Löwentinsee und dem Kiffainsee an der Ostspitze des Taryta-sees sucht. Es stimmt mit dieser Nachricht, die doch nur dahin gedeutet werden kann, daß stets oder jedenfalls längere Zeit, bevor der Orden nach Preußen kam, Hauptkönige Galindiens am Löwentinsee ihren Sitz hatten, bestens zusammen, daß sowohl Peter Damiani als auch ein gewisser Wibert, der uns ein Schriftstück über Bruns Ende hinterlassen hat, bei Bruns Erlebnissen in Preußen zwischen einem preußischen Hauptkönige und einem benachbarten preußischen Fürsten unterscheiden. Indes eine Entscheidung für einen ganz bestimmten Platz fällen zu wollen, würde zu weit gehen. Vielleicht wird sie noch einmal durch Identifizierung des Flußnamens Alstra, der in der Erzählung eines alten Halberstädter Breviers von Bruns Ermordung begegnet, ermöglicht. Ohne Schwanken aber wird man im allgemeinen sagen können, daß in der näheren oder ferneren Umgebung von Johannsburg bis nach Lözen hin die Gegend des preußischen Wirkens Bruns und die Stätte seines Todes zu suchen ist.

Wie der Verkehr an den Grenzen Preußens zur Zeit Bruns zu sein pflegte, können wir noch aus der im Anfang des elften Jahrhunderts von einem deutschen, aber in Polen bewanderten Manne verfaßten „Leidensgeschichte des heiligen Märtyrers Adalbert“ (Passio S. Adalperti martiris) erkennen, die zwar in der Hauptmasse ihrer Nachrichten sagenhaft und ungenau ist, aber das kulturelle Milieu der Zeit bestens erkennen läßt.

Nach ihr gelangte Bruns berühmter Vorgänger in der preußischen Mission Adalbert, nachdem er preußischen Boden betreten hatte, zu einer Grenzfestung namens Cholinun, die uns als Schlüssel des Landes entgegentritt. Wie sie geschildert wird, bestand sie aus einer Wallanlage unweit eines Flusses, und den Zugang zu ihr bildete ein langer, finsterner, überdachter, offenbar durch übereinander übergreifende Wallenden hergestellter Gang, in dessen Mitte sich ein Gittertor befand. Bis zu diesem soll

Udalbert nach der genannten Erzählung in bischöflichem Ornat mit seinen Begleitern vorgebrungen sein und daselbst sich durch Klopfen bemerkbar gemacht haben. In tiefem Dunkel soll sich dann zwischen ihm und dem inneren Wächter ein Zwiegespräch entsponnen haben, in welchem ihm bemerkt wurde, daß ihm nur mit Erlaubnis des Burgobersten Einlaß gestattet werden dürfe, und auf diese Erlaubnis erst zu rechnen sei, wenn er sich vor der Burg auf dem dort liegenden höheren Hügel den Insassen der Burg zur nötigen Prüfung vorgestellt haben werde. Udalbert soll dementsprechend gehandelt haben. Kaum aber sei er, so erzählt die Leidensgeschichte weiter, auf der bezeichneten Höhe von der inneren Burg aus gesehen, als unter gewaltigem Tumult die Bewohnerschaft der Wallburg hervorgebrochen sei, ihn umringt und durch einen Steinhagel zum Rückzug gezwungen habe.

Es ist nicht ganz unmöglich, daß der Verfasser oder einer der Bearbeiter der Passio bei dieser Gelegenheit eine Burg des Samlandes, in der Udalbert tatsächlich gewesen ist, mit einer Grenzburg des südöstlichen Preußens verwechselt hat, zu der Brun kam, und daß der Name Cholinun, der, wie von Sprachforschern ganz unabhängig von dieser Kombination festgestellt ist, etwa Kolnun (Kolnen) ausgesprochen ist, in dem heutigen Kolno nördlich von Lomsha wiederzufinden ist, das darnach nur, wie Ortsnamen, die polonisiert wurden, sonst oft, nach Udalberts und Bruns Zeit die polnische Endung o angenommen haben würde. Zu Bruns Zeit kann die Grenze der preußischen Landschaft Galindien im Süden noch sehr wohl die Narew gewesen sein. Wie dem nun auch sein mag, Brun ist es in Kolno jedenfalls nicht so böse ergangen, wie es nach der bezeichneten Schrift Udalbert in der von ihm erreichten preußischen Grenzfestung ergangen sein soll. Brun ist von Kolno aus weiter in das Land hineingekommen. Sowohl nach Wibert als auch nach Peter Damiani ist er, wie gesagt, bis zu der Wohnstätte eines preußischen Hauptkönigs, d. i. eines mit dem Prinzipat über ein weites Territorium ausgestatteten Geschlechtshauptes, wie es deren in Preußen viele gab, vorgebrungen. Wibert berichtet, daß er sofort nach Betreten des preußischen Landes mit seinem Gefolge vor den König geführt sei. Man könnte darnach vermuten, daß der Burgoberste der Grenzfestung ihn vor den nächsten Inhaber des Prinzipats bringen ließ.

Von der Art der preußischen Häuser und Dörfer in heidnischer Zeit hat man sich auf Grund der litauischen Hausanlage eine nähere Vorstellung zu machen gesucht. Während bei den Westfalen von alters her

Wohn- und Stallräume unter einem Dach zu sein pflegen, hat der Litauer ursprünglich fast für jeden Zweck ein besonderes Häuschen gehabt, und das spätere litauische Bauernhaus ist durch Zusammenschluß mehrerer solcher Einzelgebäude entstanden. Den Hauptwohnraum sowohl der Litauer als auch der alten Preußen bildete darnach entsprechend dem späteren Flur eine Art Halle, in deren Mitte unter einer Oeffnung im Dach der niedrige Herd mit seinem ewigen Feuer lag, das für heilig galt.

Vergegenwärtigt man sich diese Szenerie, so paßt dazu am besten, was uns Wibert über Bruns Erlebnisse in Preußen erzählt hat. Das ungünstige Urteil über das unter seinem Namen gehende Schriftstück, welches es als das betrügerische Nachwerk eines bettelnden Klerikers hinstellte, wird wahrscheinlich auf Annahme späterer Entstellung und späterer Zusätze zu einem glaubhaften Kern herabgemindert werden müssen. In seinem Hauptteil stimmt Wiberts Bericht nicht nur zu dem, was wir von der altpreußischen Wohnart wissen, sondern, wie angedeutet, auch zu dem, was wir bezüglich der preußischen Verfassungsverhältnisse erschließen können, und wird in wesentlichen Zügen bestätigt und ergänzt durch das, was Damiani uns unter Benutzung der nach Italien zu Bruns einstiger Eremitengemeinschaft bei Ravenna gelangten Nachrichten von Bruns Ausgang erzählt hat. An der Hand der kurzen Andeutungen Thietmars, des neben den Quedlinburger Jahrbüchern zuverlässigsten Gewährsmannes, werden wir aus Wiberts und Damianis Erzählungen wohl noch ungefähr die historische Wahrheit richtig ermitteln können.

Nach Wibert wurde also Brun bald nach Betreten des preußischen Landes zu einem preußischen Könige namens Nethimer geführt, der ihm erst wohlwollend zuhörte, dann aber, als Brun gewisse Gegenstände heidnischer Superstition, die ihm voll Stolz und Vertrauen gezeigt wurden, ohne weiteres ins Feuer, wahrscheinlich also in das in der Halle befindliche Herdfeuer beförderte, entrüstet und empört, Brun zur Feuerprobe verurteilte, damit durch sie entschieden würde, auf wessen Seite der mächtigere Gott sei. Wie Wibert weiter berichtet, soll Brun darauf seinen Stuhl in das Feuer haben stellen lassen und solange auf ihm ausgehalten haben, bis seine Begleiter sieben Psalmen abgesungen hatten, der König aber, durch das offenbare Wunder überwältigt, sich zum Glauben bekannt und samt seinen Mannen die Taufe empfangen haben.

Wie gut dieser Bericht zu dem paßt, was wir von dem altpreußischen Hause wissen, erhellt noch mehr, wenn wir Damianis Erzählung von Bruns Feuerprobe lesen, in der offenbar die allgemeine Nachricht von

deren Vollzug mit einer durchaus phantastischen Vorstellung von ihrer Art verbunden ist, während der genannte Schriftsteller des Zeitalters Gregors VII. sonst auch gerade so manche glaubwürdige Einzelheit in seinen Mitteilungen über Brun bietet. Als solche darf vor allem die von uns schon verwertete Nachricht gelten, daß Brun den preußischen König und alle, die mit ihm dem Christentum zufielen, zu einem weiten See geführt und dort getauft habe, ferner die andere, daß der preußische Fürst, der Brun töten ließ, ein Bruder des genannten Hauptkönigs gewesen sei, der schon seinen eigenen Wohnsitz innegehabt habe. Wir haben uns seine Stellung etwa nach Art der jüngeren Brüder böhmischer Herrscher vorzustellen, die mit benachbarten Burgen und deren Territorien apanagiert wurden. Wibert sagt in diesem Zusammenhange, daß ein Herzog des Landes herangeritten sei und Brun habe sterben lassen. Der zuverlässigste Berichterstatter Thietmar aber schreibt: „Brun bemühte sich Preußens unfruchtbare Aecker mit göttlichem Samen zu befruchten, aber da Dornen aufschossen, konnte er nicht leicht das Starre weich machen. Damals wurde er, als er in dem Grenzgebiet der vorgenannten Gegend und Rußlands predigte, zuerst von den Einwohnern daran verhindert, und, als er weiter das Evangelium verkündete, gefangen genommen und darauf wegen seiner Liebe zu Christo, der das Haupt der Kirche ist, wie ein sanftes Lamm mit seinen achtzehn Genossen enthauptet.“ Den Zusammenhang herzustellen ist nicht schwer.

Offenbar hat die Kunde von dem Verhalten Nethimers — die Geschichtlichkeit dieses Namens zu bezweifeln, haben mir keinen triftigen Grund — bei seinem auf einer entfernten Burg residierenden, vielleicht schon ohnehin ihm feindlichen Bruder (nach dem Halberstädter Brevier hat er Sebeden (Zebeden) geheißten) lebhafteste Opposition erregt, von der es besonders glaubhaft ist, daß sie sofort den Entschluß energischer Gegenwehr zeitigte, wenn Damiani richtig berichtet, daß Nethimer einen mit ihm zusammenwohnenden Bruder, der den Uebertritt zum Christentum ablehnte, in Bruns Abwesenheit einfach umbrachte. So wird es jener erstere Bruder Nethimers gewesen sein, der Brun, als er sein Gebiet betrat, erst am Predigen hindern ließ und dann, als er es fortsetzte, gefangen nehmen und samt achtzehn Genossen enthaupten ließ.

Liegt in der oben erwähnten mehr sagenhaften, ungenauer Fama folgenden Leidensgeschichte Adalberts eine Verwechslung der Burg, zu der Adalbert gelangte, mit einer Burg vor, zu der Brun kam, so könnte man weiter für möglich halten, daß zugleich die südliche Grenzfestung Kolno

mit der Burg des feindlichen preußischen Nebenfürsten, der Brun töten ließ, verwechselt wurde, kurz, daß die Passio auf Adalbert übertrug, was Brun ähnlich vor der Burg von Nethimers Bruder erlebt hatte. In dem nicht ganz ohne wertvollere Bestandteile vorliegenden, allerdings stark die Spuren der Entstellung an sich tragenden Bericht über Bruns Ende, den das erwähnte Halberstädter Brevier enthält, wird gerade von Brun erzählt, sein Kopf sei in einen benachbarten Fluß geworfen, der eben hier Alstra genannt wird, während die Passio, ohne dafür in den ältesten und besten Quellen sonst Bestätigung zu finden, von Adalbert berichtet, daß sein kopfloser Rumpf in den benachbarten Fluß geworfen sei. In beiden Fällen also ist von einem Fluß und von einem Hineinwerfen von Körperteilen in ihn die Rede, wie es bei den Preußen für besonders schimpflich galt.

Mögen nun immerhin in Wirklichkeit Adalberts und Bruns irdische Ueberreste teilweise gleiche Behandlung von Seiten der Heiden erfahren haben, jedenfalls wird es nicht ganz verboten sein, nach dem, was die Passio von Adalberts Behandlung vor Cholinun erzählt, uns eine Vorstellung von dem Empfange zu machen, der Brun vor der Burg von Nethimers Bruder zuteil wurde. Thietmar bedient sich des Ausdruckes, daß Brun von Einwohnern des Preußenlandes am Predigen verhindert sei und, als er weiter das Evangelium verkündet habe, gefangen genommen und samt seinen Genossen enthauptet sei, und Wibert berichtet, daß der Brun feindliche preußische Fürst zu ihm herangeritten sei und dann ihn töten lassen. Diese Darstellungen sind nicht ohne Berührung mit dem, was die Passio von dem rohen Tumult gegen Adalbert, seiner Zähigkeit in der Fortsetzung seiner Predigt, seinem schließlichen Rückzuge und seiner Enthauptung durch acht nacheilende Männer zu sagen weiß. Doch dienen schließlich diese Bemerkungen mehr zur näheren Beleuchtung der ohnehin verdächtigen Passio S. Adalperti, als zu sicherer Auskunft über Brun.

Wir kehren daher lieber zu dem Gewissen zurück, was uns von seiner heldenhaften und glaubensvollen Haltung im Augenblick des Todes erzählt wird. Thietmar und Wibert stimmen in dem Zeugnis überein, daß Brun still wie ein Lamm und ohne Klage gestorben sei. Wunsch und Ahnung, denen er in dem Kloster seiner italienischen Freunde Ausdruck gegeben hatte, hatten eine rasche Erfüllung gefunden.

Ueber den weiteren Verlauf der Dinge in Preußen fehlt es an zuverlässigen Nachrichten, obwohl ein Zusatz in Wiberts Schriftstück, sowie Damiani davon allerlei zu erzählen wissen, was jedenfalls in der Form,

in der wir es hören, keine Wahrscheinlichkeit hat. Der galindische Hauptkönig, von dem man im Anfange der Ordenszeit noch wußte, hat, wie schon bemerkt, Mesegups (Mesegups) geheißten. Ich habe an anderem Orte die Vermutung geäußert, daß es sich dabei vielleicht um eine Entstellung des Nethimer bei der Taufe gegebenen Namens gehandelt habe. Jesugywas heißt im Litauischen und auch wohl in der verwandten preußischen Sprache: „Jesus ist lebendig“, „Jesus lebt“, und könnte eine Zusammenfassung des Eindruckes gewesen sein, den die Feuerprobe Bruns auf den König gemacht hatte. Indes handelt es sich dabei nur um eine Vermutung. Es sind auch andere Erklärungen des Namens Mesegups (Mesegups) möglich, die näher liegen. Sollte also Nethimer galindischer Hauptkönig gewesen sein, was höchst wahrscheinlich ist, wird er nur als einer der Vorgänger Mesegups' (Mesegups') angesehen werden können. Ueber seine weiteren Geschicke wissen wir nichts. Möglich, daß er ins Heidentum zurückfiel, möglich, daß er verjagt oder beseitigt wurde. Jedenfalls war in Preußen sofort wieder alle Gewalt bei dem Heidentum. Denn eine sichere Nachricht Thietmars von Merseburg ist, daß die Leiber der erschlagenen Missionare unbestattet blieben, bis Herzog Boleslaw von Polen sie käuflich erwarb und in seinem Lande beisezte.

Ist Wiberts Bericht in seinem Kern echt und zuverlässig, so sind nicht alle Begleiter Bruns bei dem Blutbade, das der Bruder Nethimers anrichtete, umgekommen, wie Thietmar auszusagen scheint, vielmehr andere, wenigstens Wibert selbst, wenn auch geblendet, ihm entgangen. Wären alle Genossen Bruns gefallen, wäre auch schwer zu sagen, wie genauere Kunde von den letzten Schicksalen Bruns an die Christenheit gelangte. Man könnte, wie es scheinen will, nur noch an Flüchtlinge aus der Zahl der bekehrten Heiden oder an Nachforschungen von Boten Boleslaws an Ort und Stelle denken.

Indes will ich auch hier nicht unterlassen, auf das merkwürdige, schon wiederholt erwähnte Schriftstück von Adalberts letzten Geschicken hinzuweisen. Darnach brachte die erste Kunde von Adalberts Ende an den polnischen Herzog ein Wanderer, der das Haupt des Märtyrers bei seinem Gange an dem Fluß, in dessen Nähe Adalbert nach der Passio getötet war, gefunden und zu Boleslaw getragen haben soll. Von Adalbert wissen wir nun bestimmt, daß seine beiden Begleiter in Preußen mit dem Leben davorkamen und selbst in die Christenheit zurückkehrten. Bezüglich Bruns dagegen kann, wie gesagt, Thietmar dahin verstanden werden, daß alle seine Begleiter mit ihm fielen. Man könnte deshalb

auch hier denken, daß die Passio S. Adalberti die Geschichte ihres Helben und die Bruns vermengte, und daß es Bruns Haupt war, welches ein Wanderer an einem Flusse fand und nach Gnesen trug. Wie uns ja schon bekannt wurde, ist im Südosten Preußens eine alte Handelsstraße anzunehmen. Es kommt auch in Betracht, daß Adalberts Haupt nach zuverlässiger Kunde von seinen Mördern auf einen Pfahl gesteckt und, wie Brun ausdrücklich vermerkt, unter Bewachung gehalten ist, es also für einen Fremden schwer gewesen sein muß, sich seiner zu bemächtigen, hingegen leicht ein Wanderer einen in einem Fluße treibenden Kopf wird haben an sich bringen können. Möglich wäre ja auch, daß die Preußen Bruns Haupt in den polnischen Grenzfluß (Alstra slav. = Grenzfluß) geworfen hatten, und zwar, um damit den Polen eine Nachricht zu geben. Also auch ein Wanderer könnte schon über die Ermordeten, auf deren Ueberreste er stieß, in der Nachbarschaft die näheren Erkundigungen eingezogen haben, die sich dann als Kunde von Bruns letzten Geschicken in der Christenheit verbreiteten. Indes auch in diesem Falle der Kombination bedarf es der Betonung, daß es sich nur um entferntere Möglichkeiten handelt. Die Fragen, vor die uns die Passio S. Adalberti stellt, sind sehr verwickelter Natur, und nach den hier angedeuteten Linien würde die von mir an anderem Orte begründete Vermutung, daß ihr auch eine verlorene Schrift Bruns zu Grunde gelegen hat, noch näher zu modifizieren sein.

Wir blicken zurück. Wenn wir bei dem Gewissen, was wir über Bruns letzte Wege in Preußen erfahren haben, stehen bleiben, und auch schon, wenn wir nur an seine Wirksamkeit in den siebenbürgischen Bergen, seinen Besuch in Kiew, seinen Zug zu den Petschenegen denken, wird man mir zugeben, daß die Geschichte seiner Mission mit den mannigfaltigen Eindrücken wechselnder Szenen aus einer so frühen, noch ganz von dem Zauber neu auftauchender Verhältnisse erfüllten Zeit für die Betrachtung ähnliche Reize hat, wie etwa das, was wir von den Erlebnissen der Conquistadores in dem neu entdeckten Amerika hören, oder der Stoff eines Cooperschen Romans, ja, noch größere, weil es sich bei Brun um die Jugendzeit unseres eigenen Erdteils handelt.

Man hat Brun oft Unstetigkeit vorgeworfen. Ich hoffe, daß den Eindruck einer solchen niemand bei der hier gegebenen Skizze empfangen hat. Nie hat Brun die Ziele aus den Augen gelassen, welche Otto III. und ihm in Ravenna vor allem vorgeschwebt hatten. Die Preußen und die Litzen sind für ihn immer die geblieben, zu denen ihn jedenfalls

einmal seine Missionsstraße, wenn er ihr erhalten wurde, führen sollte. Bog er im Jahre 1003, als er schon zu ihnen unterwegs war, nach Ungarn ab, so war der Grund davon, daß ihm durch Krieg der Norden versperrt war, und wenn sich seine Reise nach Preußen noch bis zum Jahre 1008 verzögerte, wurde dies dadurch verursacht, daß er eben im Süden nicht umsonst gewesen sein wollte, vielmehr erst seine wohlüberlegte und planvolle Wirksamkeit daselbst zu einem befriedigenden Abschluß gebracht haben wollte, ehe er weiter ging.

Man wird deshalb auch nicht sagen können, daß es ihm an Erfolgen gefehlt habe, auf die ja gerade er allen Wert legte. Tatsächlich hat er den Petschenegen einen Bischof gegeben und durch ihre Bekehrung bewirkt, daß auch die Schwarzen Ungarn, die Székler sich dem Christentum angeschlossen. Daß die Székler je in das Heidentum zurückfielen, läßt sich nicht nachweisen. Der Bischof der Petschenegen aber ist, wie ich wahrscheinlich gemacht zu haben glaube, als Gründer des Stuhles von Milko anzusehen, der nach alten Nachrichten schon in früher Zeit für die Székler und ihre alten Stammverwandten — es werden eben die Petschenegen gemeint sein — errichtet ist, und trotz häufiger und langer Vakanzien bis tief in das Mittelalter hinein bestanden hat. Es ist ja höchst begreiflich, daß, als auf Betrieb des petschenegischen Bischofs auch die benachbarten Székler Christen geworden waren, dieser selbst seinen Sitz an die Grenze der neu dem Christentum gewonnenen beiden Völker, der Székler und Petschenegen und in den Schutz der Berge legte, auf den man sich in diesen noch beständig von neuen Völkerwogen heimgesuchten Gegenden besonders angewiesen sah. Daß, als diese immer wieder heran rollten, das in Siebenbürgen und der benachbarten Moldau angepflanzte Kirchenwesen immer von neuem in seinem Bestande bedroht und auch oft für lange Zeit so gut wie ganz unterbrochen wurde, kann nicht Brun zum Vorwurf gemacht werden. Vielmehr ist es eben sein Ruhmesblatt, daß er der erste deutsche Missionar war, der sich diesen Völkerfluten im Südosten Europas mit Erfolg entgegenstellte und in ihnen ein kirchliches Geland aufdämmte, dessen völlige Beseitigung nicht nachweisbar ist.

Auch in Schweden war seine Unternehmung von Gelingen begleitet. Er konnte schon in seinem Brief an Heinrich II. mitteilen, daß der Fürst der Schweden samt vielen seiner Dienstmännern und sieben Gemeinden sich habe taufen lassen. Freilich mußte er zugleich berichten, daß derselbe von den heidnischen Gegnern gezwungen sei, mit den übrigen Christen den bis dahin innegehabten Platz zu räumen, und er, Brun, erst aus

weiteren Botchaften erfahren werde, wie die Dinge sich ferner entwickelt hätten. Die Brun damals, als er an Heinrich II. schrieb, noch fehlende Auskunft gibt uns, nicht ohne von günstiger Wendung zu melden, Adam von Bremen. Nach seiner Mitteilung hat Olaf Schoßkönig, an den zweifellos bei Bruns Äußerungen zu denken ist, freilich in einem Vertrage mit den heidnischen Bestandteilen seines Volkes auf gewaltsame Einführung des Christentums verzichten müssen, aber für sich volle Freiheit erwirkt, in Westgotland, wohin er übersiedelte, das Bistum Skara zu gründen, während in Upsala der heidnische Tempel fortbestand.

Auch in Preußen erzielte Brun ja einen raschen Erfolg, und es war nur eines unabwendbaren Geschickes Verhängnis, daß er ein Opfer der heidnischen Opposition wurde. In dem fanatischen Vorgehen seines fürstlichen Mörders spiegelt sich zum guten Teil auch die Ueberraschung ab, welche die von Bruns imponierender Persönlichkeit so schnell hergestellte Situation bei den heidnischen Gegnern hervorrief.

Es kann deshalb wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß, wenn Brun länger gelebt hätte, sich unter ihm ein neues großes Erzbistum von den Küsten des Schwarzen Meeres bis hin zur Ostsee gebildet hätte, das, den Erzbistümern Gran und Gnesen vorgelagert, alle Aussicht gehabt hätte, den ganzen nördlichen Osten Europas der römischen Kirche zuzuführen. Indem diese Aussicht mit Bruns entseeltem Körper auf ostpreußischem Boden für immer zusammenbrach, verflog zugleich der Traum, den man in Ravenna geträumt hatte, der Traum Ottos III. Schüler des Romualdus sind noch einmal, in Bruns Fußtapfen wandelnd, nach Osten gezogen, haben aber dort nichts erreicht und ein unrühmliches Ende gefunden. Nach dem, was wir über sie hören, ist zu vermuten, daß sie in Ahtums ungarischem Gebiet das Christentum durchzuführen suchten, wo von der griechischen Kirche wohl schon ein äußerlicher Anschluß des Fürsten und die Errichtung eines Klosters in Usnad erreicht war, aber im übrigen noch ein ungebrochenes Heidentum herrschte, welches erst nach Beseitigung Ahtums und Eroberung seines Landes von Seiten Stephans I. um 1030 durch den heiligen Gerhard unter Sieg der römischen Kirchenform bezwungen worden ist. Brun hat Nachfolger, welche mit Erfolg den gleichen Zielen wie er nachgestrebt hätten, nicht gehabt. Zweihundert Jahre später aber ist unter anderen Verhältnissen und unter anderen Gesichtspunkten der Deutsche Orden wie Brun auch erst im Burzenlande gewesen und dann, als er hier verdrängt wurde, auf Einladung Konrads von Masowien nach Preußen gegangen, wo es ihm ja

dann wirklich, freilich nur mit Hilfe des blutigen Schwertes, gelang, dem Lande abendländische Kultur und Christentum zu geben. Von ihm könnte man wenigstens sagen, daß er dem Manne nachzog, der ihm gewissermaßen prophetisch vorausgewandelt war. Aber die Länder, die Brun in Nord und Süd durch seine Arbeit gewiß nicht ohne weitere Absichten miteinander verknüpfte, reihten sich auf des Deutschen Ordens Wegen nur zufällig aneinander. Seine Berufung erst nach Ungarn, dann nach Preußen haben in keinerlei Zusammenhang gestanden, und nie ist es sein Absehen gewesen, nie hat es sein Absehen sein können, diese Gegenden des Nordens und Südens zu einem Ganzen zu vereinigen. Es war eben ein großer Unterschied, daß Brun Erzbischof und päpstlicher Legat war, der als solcher die Macht hatte, im geeigneten Augenblicke die von ihm geistlich eroberten Gebiete unter einem und demselben erzbischöflichen Krummstabe zu einer großen Kirchenprovinz zu verbinden, und der Deutsche Orden trotz seines geistlichen Charakters doch nur eine politische Macht darstellte, der durch andere ihresgleichen Schranken gesetzt waren.

Er scheint sich selbst, als er nach Preußen kam, auch kaum des großen Missionars erinnern zu haben, der ihm zwei Jahrhunderte früher auf seinen Wegen vorausgezogen war. Während Adalbert bald in Preußen fast ebenso gefeiert worden ist wie in Polen, und sein Kultus eine besondere Stätte im Samlande fand, ist von Bruns Verehrung in früherer Zeit in Preußen keine sichere Spur nachzuweisen, am wenigsten in der Gegend, wo er gewirkt und geblutet hat. Daß Braunsberg nach ihm genannt ist, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Wir hören auch nicht, daß der Papst ihn in ähnlicher Weise, wie es mit Adalbert zweifellos geschehen ist, heilig gesprochen hat. Bruns Verehrung scheint mehr lokaler Art gewesen zu sein, wie denn die Kanonisation lange überhaupt in erster Linie von den Bischöfen abgehangen hatte. Auch Bruns lokale Verehrung aber scheint sich mehr oder weniger auf das Magdeburger Erzbistum beschränkt zu haben, in welchem ihr Quersfurt und der Halberstädter Sprengel, zu welchem letzteres gehörte, vor allem eine Stätte bereiteten. Erst mit Beginn der Neuzeit ist auch an anderen Stellen in der katholischen Kirche für Bruns Kult mehr Interesse erwacht.

Brun hatte eben ein anderes Los als Adalbert, obwohl er als Missionar viel mehr und Größeres als dieser geleistet hat. Adalbert starb, als sein begeistertster Freund noch Inhaber des kaiserlichen Thrones war. Brun dagegen starb, als das große Rad der Weltgeschichte eigentlich

über seine Pläne und die Gedanken der Aera Ottos III. schon zur Tagesordnung übergegangen war, und die Situation in Kirche und Welt bereits von ganz anders gerichteten Machthabern beherrscht wurde. Erst für unser Auge tritt, und zwar gerade auf diesem andersartigen Hintergrunde, das Bild seines Lebenswerkes wieder aufs vorteilhafteste hervor, nämlich als das Lebenswerk eines Mannes, in dem die weitgreifenden Pläne des Kaisers Otto III. zu guter Letzt den allerweitesten Zirkel schlugen, um dann aus der Reihe der den Gang der Dinge bestimmenden Faktoren für immer auszuschneiden. Es ist doch nicht so gewesen, daß mit Heinrichs II. Regierungsantritt nur etwas gewonnen wurde. Es ist auch etwas verloren.

Es hat früh eine eigene Biographie über Brun gegeben, ja, wahrscheinlich mehrere. Aber keine kann von der Bedeutung gewesen sein, wie die römische Lebensbeschreibung Adalberts, welche wahrscheinlich auf Silvester II. oder seine Schule zurückgeht, und das von Brun selbst verfaßte Adalbertsleben. Sonst wären sie schwerlich so wenig abgeschrieben, daß sie für uns völlig verloren zu sein scheinen. Aber einen bedeutenden Vorzug hat doch Brun in der Geschichtschreibung vor Adalbert voraus. Während die literarischen Erzeugnisse, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie auf Adalbert als Verfasser zurückgehen, nur geringfügig sind, liegen uns von Bruns Hand mehrere sehr bedeutende und in ihrer Echtheit unbezweifelbare Schriften vor, eben die „Leidensgeschichte des heiligen Bischofs und Märtyrers Adalbert“ in zwei Rezensionen aus den Jahren 1004 und 1008, die gleichfalls wiederholt erwähnte „Lebens- oder Leidensgeschichte des heiligen Benedikt und heiligen Johannes und ihrer Genossen“ (die sogenannte Fünfbrüderbiographie) aus dem Jahre 1008 und sein Brief an Heinrich II. aus dem Jahre 1008, die zusammen einen viel lebendigeren Eindruck von seiner Persönlichkeit geben, als die beste Biographie ihn hätte liefern können. Vornehmlich aus ihnen ist das Bild gewonnen, welches diese Blätter entworfen haben.*)

*) Ein ausführliches Verzeichnis der Literatur über Brun findet sich in meinem Buch: Brun von Quersfurt, Mönch, Eremit, Erzbischof der Heiden und Märtyrer. Lebenslauf, Anschauungen und Schriften eines deutschen Missionars und Märtyrers um die Wende des zehnten und elften Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter Ottos III. und zur ältesten Kirchengeschichte Ungarns, Rußlands, Polens, Schwedens und Preußens, Stuttgart 1907. Dies Buch bildet zusammen mit der früher erschienenen Monographie „Adalbert von Prag. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche und des Mönchtums im zehnten Jahrhundert“ (Westend-

Berlin, 1898), sowie den zwischen diesen genannten Schriften erschienenen Detailuntersuchungen zur Geschichte Adalberts und des heiligen Wenzel eine annähernd vollständige Behandlung und Darstellung der frühesten Mission der römischen Kirche in dem nördlichen Osten Europas. Ein ausführliches **Namen- und Sachregister** über sämtliche Schriften ist dem Buch über Brun hinzugefügt. In dem letzteren finden sich auch zahlreiche wissenschaftliche Anmerkungen und Exkurse zu der Geschichte der Zeit Bruns und Ueberetzungen **seiner Schriften**, sowie der wichtigsten **Quellen** über ihn mit wissenschaftlichem Apparat, auch eine Reihe von **Abbildungen** und **Karten**. Ergänzend sind noch hinzugekommen ein Aufsatz in der Altpreussischen Monatschrift (45. Bd., 3. H., Königsberg 1908, S. 486 ff.) „Brun von Querfurt und die Bedeutung seines Missionswerkes“, sowie eine unter den Sitzungsberichten der Königlich Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag (Hist. Kl.) erschienene Abhandlung „Brun von Querfurt als Missionar des römischen Ostens“ (Mit einer **Karte**. Prag 1908).

Zu S. 20 bemerke ich, daß bald nach Theophanus Tode (991, Juni 15) im Jahre 992 von großer Kriegsgefahr zwischen Polen und Rußland die Rede ist (Ann. Hildesh. ad a. 992). Freilich war auch Miseko kurz vorher (992, Mai 25) gestorben.

Zu S. 37 erinnere ich an das Verfahren mit dem Haupte Hasdrubals von seiten der römischen Sieger im Jahre 207 v. Chr. Die Deutung von Alstra in dem Sinne von „Grenzfluß“ scheint mir gerechtfertigt durch den Hinweis darauf, daß noch heute im Tschechischen strouha Bach heißt, und odlacz = im Polnischen in dem Sinne von trenn = vorkommt. Es muß den Philologen überlassen bleiben, zu prüfen, ob eine Zusammenfassung wie odlacz strouha zu den Unmöglichkeiten gehört. Wenn nicht, so würde von den Namen, welche sich in der Erzählung des Halberstädter Breviers von 1515 aus einem älteren von späterer Legende und späteren Entstellungen stark überschwemmen und verwüsten Bericht über Brun wie Felsblöcke erhalten haben, auch der letzte eine Erklärung gefunden haben, und es würde weiter zu prüfen sein, ob der Name Alster, Elster nicht auch sonst sich in dem Sinne von Grenzfluß verstehen läßt. Da wir von den Ueberresten Bruns und seiner achtzehn Märtyrergenossen später bei der Fortschaffung der Gnesener Reliquien nach Böhmen im Jahre 1039 nichts hören, ist wohl anzunehmen, daß sie von Boleslaw Chabry in dem Bistum Plock beigelegt wurden. Nach Boguchwal ist das Bistum Plock oder, wie es in älterer Zeit hieß, der episcopatus Masoviae von Boleslaw Chabry errichtet.